

M
MOEWIG

TERRA UTOPISCHE ROMANE
Science Fiction

Nr. 85

SONDERBAND

EDMUND COOPER



ENDSTATION ZUKUNFT

(TOMORROW'S GIFT)

Phänomene aus Zeit und Raum -
8 Stories der Science Fiction und Fantasy

1.- DM

Osterreich S. 7.-
Schweiz Fr. 1.20
Italien Lire 200
Sonderpreis Berlin 70 Pfg.



Sonderband 85

EDMUND COOPER

Endstation Zukunft

8 Stories der Science Fiction und Fantasy



MOEWIG-VERLAG • MÜNCHEN

Originaltitel; TOMORROW'S GIFT
Aus dem Englischen übersetzt von Wulf H. Bergner
Ein deutscher Erstdruck

INHALTSVERZEICHNIS

Was die Zukunft bringt ... (*Tomorrow's Gift*)
Die Welt der Schmetterlinge (*The Butterflies*)
Der Teufelskreis (*Repeat Performance*)
Das Wunderkind (*Brain Child*)
Falkenjagd (*Falcon Chase*)
Nur eine Tabaksdose (*The Jar of Latakia*)
Der Weg zur Erleuchtung (*The Enlightened Ones*)
Die Eindringlinge (*The Intruders*)

Der Moewig-Verlag in München ist Mitglied der Selbstkontrolle deutscher Romanheft-Verlage
TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türkenstraße
24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis
je Band 1, – DM. – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg.
– Printed in Germany. 1964 – Scan by Brrazo 11/2006 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 9
gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung in Österreich verantwortlich:

Farago & Co. Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln
geführt und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

Was die Zukunft bringt ... (TOMORROW'S GIFT)

Die Stadt Nova-Mancunia glich einer ungeheuren Amöbe, deren Zellkern sämtliche Funktionen übernommen hatte, die für sie lebenswichtig waren – die des Magens, des Herzens und des Gehirns.

Im Mittelpunkt dieses Kerns lebten die Koordinatoren, die die Stadt erbaut hatten. Der streng bewachte Bezirk, von dem aus sie über fünfzigtausend Bewohner herrschten, hatte einen Durchmesser von einer Meile, obwohl in ihm nur etwa fünfzig Koordinatoren lebten.

Jeder Koordinator hatte sich ein Haus nach seinem Geschmack erbauen lassen. Flache Bungalows standen neben Herrensitzen in englischer Art, schlichte Landhäuser wechselten sich mit Luxusvillen ab. Sie alle wurden vom ZVG, dem zentralen Verwaltungsgebäude, überragt – einem schimmernden Komplex aus rostfreiem Stahl und Plastik, der sich dreihundert Meter hoch erhob.

Ein breiter Grünstreifen trennte dieses Nervenzentrum der Stadt von dem Bezirk, in dem die Techniker lebten. Die fünfhundert Beta-Techniker mußten mit den Häusern zufrieden sein, die man ihnen zugewiesen hatte, aber die fünfzig Alpha-Techniker lebten beinahe genauso luxuriös wie die Koordinatoren.

Fünfundneunzig Prozent des Techniker-Bezirks waren mit Fabriken aller Art bebaut – Kraftwerken, einer Fabrik zur Herstellung künstlicher Lebensmittel und Produktionsstätten für elektronische Geräte. Die Lebensmittelfabrik

stellte sämtliche Nahrungsmittel her, die in Nova Mancunia benötigt wurden – von Erdbeermarmelade bis zu Schweinefleisch.

Auch das Techniker-Zentrum war wieder von einem breiten Grünstreifen umgeben, der es von der Grenzer-Reservation trennte. Die Reservation war für die unzähligen Menschen bestimmt, die gescheitert waren, weil sie sich nicht anpassen konnten. Sie waren keinesfalls Analphabeten, sondern hatten sich eben nur nicht anpassen können. Einige von ihnen waren früher Alpha-Techniker oder sogar Alpha-Koordinatoren gewesen, aber dann waren sie unglücklich geworden ...

Eine teilweise Wiederanpassung war einfach genug – man mußte nur einige Gehirnfasern durchtrennen, um den Patienten für immer von Gefühlen wie Angst oder Verzweiflung zu befreien. Der Patient wurde damit allerdings automatisch in den Ruhestand versetzt, weil man ihn nicht mehr gebrauchen konnte.

Jenseits der Grenzer-Reservation lag das Gebiet, in dem das Volk lebte. Die Massen vegetierten in fünfundzwanzig Glaswaben, die jeweils tausend Wohnungen enthielten. Dort lebten sie, pflanzten sich fort und starben schließlich. Ihre gigantischen Wohnblöcke waren gleichzeitig Denkmäler ihrer Fruchtbarkeit und Grabsteine.

Da sie weder Koordinatoren noch Techniker noch Grenzer waren, wurden sie als Analphabeten eingestuft. Einige von ihnen waren Maler, andere schrieben Gedichte, einige bebauten das Land und stellten überflüssige und unhygienische Lebensmittel her, während andere sich als Handwerker betätigten. Viele von ihnen begin-

gen Selbstmord – jedenfalls genügend, um den Koordinatoren die Sorge um das Problem der Übervölkerung abzunehmen.

Außerhalb dieser Wohnblöcke lag die Wildnis, die nur ab und zu von anderen Städten unterbrochen wurde, die alle nach dem gleichen System aufgebaut waren.

Dr. Krypton sah nachdenklich aus dem Fenster seiner Praxis, die im siebenundzwanzigsten Stock des ZVG lag. Dann drehte er sich mit einer entschlossenen Bewegung um und sah seinem Besucher ins Gesicht. Der junge Mann, der eben hereingekommen war, konnte noch nicht dreißig sein – er war also mehr als siebzig Jahre jünger als der Alpha-Psychiater, dem er jetzt gegenüberstand.

Dr. Krypton versuchte sich an den Namen des Mannes zu erinnern, der ihm trotzig gegenüberstand, aber er hatte ihn vergessen. Er warf einen Blick in den Paß des Mannes, den er in der Hand hielt. Byron, Mark Antonius: Dr. rer. nat.; Elektrophysiker: Techniker, Beta; GQ 105, IQ 115; DOB 2473; ledig.

Das war alles, was er an Informationen zur Verfügung hatte und alles, was er wissen mußte. Es war mehr als genug, um Byron, Mark Antonius, von Cäsar Augustus Byron zu unterscheiden – falls es den überhaupt in Nova Mancunia gab. Diese kurzen Angaben ersetzten einen seitenlangen Lebenslauf.

„Warum habe ich eigentlich Ihren Paß bekommen?“ fragte Dr. Krypton plötzlich.

Einen Augenblick lang sah ihn Dr. Byron erstaunt an, aber dann faßte er sich und sagte: „Ich weiß es nicht, Sir. Merkwürdig, ich wollte Sie gerade das gleiche fragen.“

Das war die normale Reaktion. Dr. Krypton sah sich seinen Patienten genauer an und versuchte zu erraten, ob er zu dem langweiligen oder dem unterhaltsamen Typ gehörte. Wenn er zu der ersten Sorte gehörte, dann war eine sofortige Operation der beste Weg, ihn wieder loszuwerden. Gehörte er aber zur zweiten Kategorie, dann konnte es ganz amüsant sein, wenn man ihn noch eine Weile unter Beobachtung stellte.

„Sie kennen meine Qualifikationen?“ fragte er dann.

„Natürlich, Sir! Alpha-Koordinator, Psychiater und Neuro-Chirurg.“

„Sie wissen, wie hoch mein GQ/HQ ist?“

„Einsdreifünf, beziehungsweise einssiebennull.“

„Gut, das macht die Sache vielleicht etwas leichter. Ich habe Ihnen also fünfundfünfzig Intelligenzpunkte voraus und außerdem bin ich beauftragt worden, über Ihr Schicksal zu entscheiden.“

„Das ist mir bekannt.“

„Sie haben es nun in der Hand – entweder arbeiten Sie mit mir zusammen oder Sie lassen es. Wenn Sie glauben, daß Sie überzeugend genug lügen können, dann tun Sie es bitte, so lange Sie Spaß daran haben. Unser Gespräch ist sowieso eine Art Schachspiel – allerdings mit dem Unterschied, daß Sie ohne Dame spielen müssen.“

Dr. Byron richtete sich auf und sah dem Psychiater in die Augen. „Ich nehme an, daß mein Paß bei Ihnen ist, weil meine Leistungen nachgelassen hatten?“

Dr. Krypton schüttelte den Kopf. „Die Gründe, die dazu führten, daß ich einen Paß bekomme, erfahre ich nie – ich erhalte ihn einfach zugeschickt und muß den Inhaber als

Patienten behandeln ... Den Grund wissen Sie wahrscheinlich besser als ich!“

„Ich könnte ja zum Beispiel eine Verschwörung geplant haben ...“

„Das wäre kaum genug. Jeder hat das schon einmal getan – sogar Alpha-Koordinatoren haben es gelegentlich versucht. Ich befürchte allerdings, daß Sie unglücklich sind und daß ich aus diesem Grunde eine Operation vorschlagen muß.“

Dr. Byron lächelte plötzlich. „Ich sehe ein, daß Sie mit Ihrer Diagnose recht haben und bin bereit, mich behandeln zu lassen. Wann wollen Sie operieren, Sir?“

Der Psychiater beugte sich interessiert vor. Endlich einmal jemand, der die Sache von einer anderen Seite aus sah! Normalerweise bereiteten sich seine Patienten anders auf seine Entscheidung vor – indem sie sich die Pulsadern öffneten oder sich sinnlos betranken. Dieser Dr. Byron schien sich gar nichts aus seiner Entscheidung zu machen ...

„Sie haben es ja ziemlich eilig“, bemerkte Dr. Krypton. „Warum haben Sie eigentlich nichts gegen die Operation einzuwenden?“

„Weil“, antwortete Dr. Byron, „der gegenwärtige Zustand Illusionen in mir erzeugt.“

„Vielleicht hat niemand eine Zukunft vor sich, der keine Illusionen hat?“

Dr. Byron hob die Augenbrauen. „Sagen Sie das in Ihrer Stellung als Alpha-Koordinator?“

Der Arzt lachte leise. „Ketzerie war schon immer das Vorrecht der Elite – jedenfalls seitdem die alten Griechen damit begannen.“

Byron schwieg einen Augenblick und sagte dann langsam: „Unter Blinden ist der Einäugige König. Ich bin von dem Gedanken besessen, daß ich in einem Lande lebe, in dem man mich vom Sehen abhalten will – weil die anderen blind sind. Ich kann aber sehen! Ich sehe den langsamen Verfall, an dem dieses Kastensystem die Schuld trägt. Ein Planet, auf dem früher drei Milliarden Menschen lebten, wird heute nur noch von zehn Millionen in hundert Städten bewohnt. Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, daß die Geschichte in den letzten hundert Jahren stillgestanden hat? Nichts geschieht mehr – nichts kommt dazu und nichts geht verloren. Die künstlich geschaffenen Städte sind Spielzeugkulturen, die langsam ablaufen, weil niemand da ist, der sie wieder aufzieht.“

„Außer Ihnen, nehme ich an“, sagte Dr. Krypton mit sarkastischem Tonfall. „Warum haben Sie sich nicht einfach eine Beta-Technikerin gesucht und Ihre Komplexe in einem geordneten Hausstand abreagiert?“

„Ich glaube nicht, daß das eine dauernde Lösung für Probleme wäre, die mit Idealen zusammenhängen!“

„Was bezeichnen Sie als ‚Ideale‘?“

„Dinge, die nicht greifbar sind“, gab Byron zurück, „Wahrheit, Liebe, Schönheit. Und Humanität.“

„Die drei ersten sind Abstraktionen ohne genau definierbaren Sinngehalt. Die Menschheit hat sich bis heute noch nicht darüber einigen können, was sie genau bedeuten sollen, aber trotzdem haben sie schon mehr Schaden angerichtet als die Atomkriege des letzten Jahrhunderts. Deshalb haben wir Ihre Ideale auch in unseren Stadt-Staaten auf dem Altar der Stabilität geopfert!“

„Vermutlich deshalb, weil man annahm, daß es immer noch besser sei, ein glückliches Schwein zu sein, als ein unglücklicher Sokrates?“

Dr. Krypton zuckte mit den Schultern. „Schweine – leider inzwischen ausgestorben – hatten einen ziemlich niedrigen Glücksquotienten. Andererseits muß sich Sokrates geradezu königlich amüsiert haben, wenn man alten Berichten Glauben schenken will.“

„Aber das Glück besteht darin, daß man sich an die Welt anpaßt. Ich glaube nicht ...“

„Im Gegenteil, Sie glauben doch, Dr. Byron – aber eben nicht richtig. Sie sind der Meinung, daß man sich der Umwelt anpassen sollte – eine Theorie, die auf die heute ausgestorbenen Schweine zutrifft, die sich ausgezeichnet angepaßt hatten. Andererseits zog es Sokrates vor, die Welt sich anzupassen – und wurde glücklich dabei.“

Dr. Byron sah verwirrt aus. „Vielleicht wird mich die Operation in einen glücklichen Sokrates verwandeln?“

„Vielleicht ...“ Dr. Krypton lächelte. „Vielleicht rettet sie Sie auch nur davor, als unglückliches Schwein weiterleben zu müssen. Hier haben Sie Ihren Paß. Sie werden ihn wahrscheinlich heute abend brauchen, wenn Sie den Analphabeten-Block sieben besuchen wollen, wo Sie zweifelsohne von dem Mädchen Thalia erwartet werden ...“

Zum erstenmal zeigte Dr. Byron Anzeichen von Furcht. „Was wissen Sie über Thalia ...?“

„Mein Freund, ich habe Sie doch gewarnt, daß Sie ohne Dame spielen müssen! Sie waren gestern schon einmal bei mir, und bei dieser Gelegenheit habe ich Ihnen ein paar

Fragen gestellt, nachdem ich Sie vorher in Hypnose versetzt hatte. Dies Verfahren ist nämlich für alle Beteiligten am wenigsten anstrengend. Sie haben mir nicht nur alles über Thalia erzählt, sondern sie auch so genau beschrieben, daß ich sie ohne Schwierigkeiten auf der Straße wiedererkennen würde. Sie ist dreiundzwanzig, ihr HQ ist neunzehn Punkte höher als Ihrer und ihr IQ siebenundzwanzig niedriger. Ihr Vater war ein Grenzer, der Alpha-Techniker gewesen war, und ihre Mutter war eine Analphabetin. Soll ich Ihnen noch mehr erzählen?“

„Was wollen Sie mit ihr anfangen?“ Dr. Byrons Stimme klang ängstlich.

„Ich bin nur Psychiater, kein Inquisitor. Sie ist Analphabetin. Um sie brauche ich mich nicht zu kümmern.“

Der junge Mann war ehrlich erstaunt. „Warum gestatten Sie mir dann, sie wiederzusehen?“

„Ich finde, daß der Grund dafür auf der Hand liegt. Wenn Sie das Mädchen wieder besuchen, dann werden Sie morgen in einer anderen Verfassung zu mir kommen ... und das könnte von Vorteil sein, weil ich morgen entscheiden werde, was mit Ihnen geschehen soll.“

„Warum erzählen Sie mir das?“

„Ich kann es mir leisten, meine Karten auf den Tisch zu legen. Guten Morgen, Doktor! Hier, Sie hätten beinahe Ihren Paß vergessen.“

*

„Wird er dich operieren?“ fragte Thalia mit leiser Stimme. Sie gingen Hand in Hand durch den riesigen Park, der

Block sieben von Block acht trennte.

„Ich nehme es an ...“ Er überlegte noch einen Augenblick und schüttelte dann den Kopf. „Nein, es gibt einfach keinen Ausweg.“

„Wir könnten fliehen“, schlug Thalia vor. „Wir könnten versuchen, die Wilden in den Bergen zu erreichen. Im Gebirge soll es angeblich noch mehrere Stämme geben.“

„Die Koordinatoren würden sich nichts daraus machen, wenn eine Analphabetin flieht, aber sie würden alles daran setzen, um einen entkommenen Techniker wieder zu erwischen. Außerdem weiß man gar nicht, ob es die Wilden überhaupt wirklich noch gibt.“

„Hast du Angst?“ fragte Thalia besorgt.

„Ja, Liebling – aber um uns beide, nicht nur meinetwegen. Aber das wird ja alles besser, wenn ich in die Reservation komme. Dann kann ich dich auch viel häufiger treffen, ohne daß es jemand stört ...“

„Ich nehme es an ...“ Er überlegte noch einen Augenblick und schüttelte dann den Kopf. „Nein, es gibt einfach keinen Ausweg.“

Sie umklammerte seine Hand. „Vielleicht liebst du mich nach der Operation nicht mehr?“

„Dann kannst du es mich wieder lehren.“

„Ich – ich will aber dann vielleicht gar nicht mehr. Du wirst alles anders empfinden. Für die Grenzer ist nichts mehr wesentlich oder wichtig. Du wirst dich langweilen und schließlich eine der Frauen aus dem Reservat zu lieben beginnen, weil du dir gar nicht mehr vorstellen können wirst, daß mich das kränkt ...“

Dr. Krypton starrte aus dem Fenster, ohne dabei an etwas Bestimmtes zu denken. Dann hörte er, daß sich die Tür öffnete und jemand hereinkam. Ohne sich umzudrehen sagte er: „Guten Morgen, Dr. Byron. Wenn anderthalb Eichhörnchen anderthalb Nüsse in anderthalb Minuten essen können, wie viele Nüsse könnten dann neun Eichhörnchen in neun Minuten essen?“

„Vierundfünfzig“, antwortete Dr. Byron nach einer kurzen Pause.

„Drei Sekunden“, stellte Dr. Krypton fest. „Keine übermäßige Leistung, sozusagen mittelmäßig ... Ich darf wohl annehmen, daß Ihr Rendezvous gestern abend in schönster Harmonie verlaufen ist?“

„Das ist es auch. Ich habe sie umgebracht!“

Dr. Krypton drehte sich zu seinem Besucher um. „Das ist wirklich interessant ... Warum haben Sie sich nicht auch noch selbst umgebracht?“

„Weil ich weiterleben mußte, damit ich Sie heute ermorden kann.“

„Sie sind vermutlich wesentlich stärker als ich und mir sicher an Gewandtheit weit überlegen“, sagte der Psychiater ruhig. „Es sieht so aus, als brauchte Nova Mancunia in Kürze wieder einen neuen Alpha-Koordinator. Schade, daß Neuro-Chirurgen so schwierig zu ersetzen sind! Pech für Sie, mein lieber Doktor, ist nur, daß Sie das System nicht umbringen können.“

„Ich kann es wenigstens versuchen.“

„Und dabei versagen. Das ist alles. Jetzt sollten Sie aber

lieber Ihr Versagen damit beginnen, daß Sie mich umbringen!“

Byron bewegte sich auf Dr. Krypton zu, blieb stehen, ging noch einen Schritt, blieb wieder stehen. Er zitterte am ganzen Körper, und auf der Stirn brach ihm der Schweiß aus.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihre Hypnose zu einigen Anweisungen zu benützen, die ich Ihnen gab, nachdem Sie eingeschlafen waren. Sie sehen selbst, daß diese Vorsichtsmaßnahme völlig gerechtfertigt war ... Wenn Sie es tatsächlich fertigbringen, Ihre Hand gegen mich zu erheben, dann werde ich keinen Widerstand leisten. Ich habe mir Ihren Fall noch einmal überlegt. Es scheint keine andere Lösung zu geben als die Operation – wenigstens nicht offiziell.“

„Und inoffiziell?“ fragte Dr. Byron, während er den Arzt anstarrte.

„Ich werde Sie operieren, Dr. Byron, aber ich werde nur einen Schnitt machen und ihn wieder zunähen. Die Gehirnfasern werden überhaupt nicht angetastet, geschweige denn verletzt oder durchtrennt.“

„Warum?“

„Mein lieber Freund, die Menschheit braucht Sie. Bis es offenbar wird, daß Sie gebraucht werden, sollten Sie in der Reservation leben ...“

„Einer von uns ist völlig verrückt!“

„Ich bin es“, gab Dr. Krypton zu. „Es ist sogar unheilbar. Sehen Sie, ich habe kein Zutrauen zu Nova Mancunia. Die augenblicklich herrschende Gesellschaftsschicht und ihr System sind nicht stabil und werden eines Tages fallen.“

Das wird dann das Signal zur Rückkehr zur Humanität sein.“

„Haben Sie mir in der Hypnose den Befehl gegeben, Sie zu töten?“ fragte Byron plötzlich.

„Ja. Sie werden vielleicht auch noch sterben müssen, bevor das gegenwärtige System gestürzt wird. Ich habe nur alles leichter gemacht ...“

Einige Minuten lang schwieg Dr. Byron. Als er endlich wieder sprach, war seine Stimme überraschend gelassen und fest. „Wann ist die Operation?“

„Morgen früh.“

„Haben Sie wirklich die Absicht, die Gehirnfasern unzertrümmert zu lassen – oder gehört dieser Vorschlag zu Ihrer Behandlung?“

Dr. Krypton lächelte, als er seinen Besucher hinausbegleitete. „Das ist eigentlich ein ganz interessantes Problem, mein lieber Doktor – weil Sie es nämlich nie sicher wissen werden ...“

Die Welt der Schmetterlinge (THE BUTTERFLIES)

Die Forschungsrakete *Prometheus* hatte endlich die Kreisbahn vierhundert Kilometer über Planet Fünf erreicht. Das System, in dem sie sich im Augenblick befand, hatte insgesamt sieben Planeten.

Planet Fünf war etwa vierundzwanzig Millionen Kilometer von der Sonne entfernt, um die er kreiste. Diese Sonne, ein Siriusbegleiter, befand sich wiederum in fast zwei Milliarden Kilometer Entfernung von Sirius, dessen blendendweißes Licht selbst auf diese Entfernung unverkennbar war. Später sollte sich die *Prometheus* auch mit seinem roten Planeten befassen, aber vorläufig war sie noch mit der Erkundung von Planet Fünf beschäftigt.

Als die Rakete in die Kreisbahn eingeschwenkt war, versammelte sich die Besatzung im Speiseraum, um den Erfolg zu feiern. Dazu hatten sie allerdings auch allen Grund, denn die *Prometheus* war die erste Rakete, in der sich der Relativitätsantrieb bewährt hatte.

Allerdings konnten sich nur drei der Mannschaftsmitglieder das Vergnügen gönnen, mit Wein anzustoßen, der in achteinhalb Lichtjahren Entfernung auf der Erde gewachsen war – das vierte Mitglied, ein Positronenroboter, zog es vor, sich gelegentlich eine Ladung Ampere zuzuführen.

Im Augenblick brachte Captain Trenoy, Physiker, Astronom und Schiffskommandant, gerade einen offiziellen Toast aus. Die beiden anderen Männer hörten aufmerksam zu,

während Whiz, der Roboter, ihn mit seinen roten Augen ausdruckslos anstarrte.

„Mögen unsere Untersuchungen erfolgreich sein“, sagte Captain Trenoy, als er sein Glas hob, „mögen uns die Tage kurz erscheinen, und möge unsere Rückkehr glücklich sein!“

„Amen“, sagte Dr. Blane.

Er sah Dr. Luiss ernst an, als sie sich über ihre Gläser hinweg anblickten. Sie dachten beide an dasselbe Phänomen. Die *Prometheus* hatte die achteinhalb Lichtjahre lange Reise in neunzehn kinetischen Monaten zurückgelegt, aber die Erde in Wirklichkeit vor fünfzehn Erdjahren verlassen. Für die Besatzung bedeutete das, daß bis zu ihrer Rückkehr über dreißig Jahre vergangen sein würden, während sie in dieser Zeit kaum vier Jahre älter geworden sein würden.

Blane, der an Bord die Aufgaben eines Psychologen und Arztes wahrnahm, dachte über die Auswirkungen nach, die dieser Zustand notwendigerweise auf jeden haben mußte, der so von seiner Zeit getrennt worden war. Zum Glück wurde das Problem der Wiederanpassung erst dann wieder akut, wenn sie zur Erde zurückgekehrt waren.

Luiss, der Biochemiker und Geologe der *Prometheus*, starrte in sein Weinglas und fragte sich, wie lange er wohl noch brauchen würde, um verrückt zu werden.

Captain Trenoy füllte die Gläser wieder und begann mit seiner Mannschaft das Problem der Landung auf Planet Fünf zu diskutieren. Nach den Monaten, die sie auf dem Flug verbracht hatten und während derer sie eigentlich nur Routinedinge zu erledigen gehabt hatten, war es jetzt nicht leicht, sich wieder umzugewöhnen und Entscheidungen zu treffen.

„Das ist also das Ende der ersten Lektion“, bemerkte der

Captain ironisch. „Ich finde, daß wir uns für ein Verfahren entscheiden müssen. Ich setze voraus, daß wir uns einig darüber sind, so schnell wie möglich mit der Arbeit zu beginnen.“ Er sah sie fragend an.

„Ich kann keinen Grund sehen, warum wir das nicht tun sollten“, gab Dr. Luiss zurück. „Ich habe die ersten Ergebnisse von Whiz' Untersuchungen kontrolliert. Es sieht nicht nach Schwierigkeiten aus.“

„Ich habe jedenfalls keine Einwände.“ Blane lächelte leicht. „Ich möchte allerdings vorschlagen, daß wir zuerst Whiz hinunterschicken – der kann wenigstens nicht krank werden ...“

„Das wollte ich auch gerade vorschlagen“, stimmte Captain Trenoy zu. „Ich bin allerdings der Meinung, daß wir die kleine Rakete so einstellen sollten, daß wir sie von hier aus wieder zurückholen können – falls Whiz dort unten etwas zustoßen sollte.“

„Warum befürchten Sie, daß mir etwas zustoßen könnte, Captain?“ dröhnte die Stimme des Roboters aus seinem Brustlautsprecher. „Die bisher vorgenommenen Messungen lassen mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß keinerlei Gefahr besteht.“

Trenoy lachte. „Du hast recht, Whiz – du bist eben durch und durch logisch, während wir armen Sterblichen nun einmal zu unbegründeten Ängsten neigen. Für uns ist eben alles Unbekannte immer noch ein bißchen unheimlich, trotz aller Fortschritte der Wissenschaft – und trotz der unfehlbaren Roboter.“

Whiz gab einige seltsame Töne von sich, die man als Lachen bezeichnen konnte.

„Na schön, du Witzbold“, unterbrach ihn Captain Trenoy. „Erzähle uns, was du über Planet Fünf in Erfahrung gebracht hast, damit wir uns überlegen können, wo es Schwierigkeiten geben könnte.“

Whiz rezitierte mit monotoner Stimme: „Größe etwa die des Erdmondes. Masse: dreiundachtzigkommazwei hoch minus eins. Dichte: dreikommasiebeneinsvier. Umlaufzeit: neunundachtzig Tage, drei Stunden, achtundvierzig Minuten. Oberfläche: drei Fünftel Festland. Atmosphäre: Sauerstoff und Helium im Verhältnis fünf- undvierzig zu fünfzig, der Rest verschiedene Edelgase. Flora: Gras, niedriges Buschwerk, von vorwiegend blauer Farbe. Fauna: Bis jetzt noch keine Anzeichen für Lebewesen.“

„Welche Aufgaben würdest du erledigen, wenn wir dich jetzt hinunterschicken würden?“ fragte Dr. Luiss.

„Zuerst den Geigerzähler benützen und Messungen vornehmen“, antwortete Whiz prompt. „Als nächstes Gesteinsproben sammeln und bis zu einem Umkreis von hundert Metern vordringen. Dann Meldung an Captain Trenoy und seine weiteren Befehle abwarten.“

„Gut, mach dich fertig.“

„Ich habe die Rakete bereits überprüft“, kündigte Whiz an. „Geigerzähler und Behälter für Proben sind an Bord.“

„Na schön, dann wünschen wir dir viel Vergnügen und vor allem viel Erfolg dort unten!“

Die drei Männer standen auf dem Beobachtungsdeck der *Prometheus* und beobachteten das Beiboot, das wie ein silbernes Geschöß nach unten stürzte.

„Die Atmosphäre ist ja geradezu ideal“, bemerkte Dr.

Luis. „Vielleicht können wir sogar unsere Schutzanzüge anziehen und uns dort unten richtig umsehen.“

„Es ist durchaus möglich, daß ich übermäßig pessimistisch bin“, bemerkte Dr. Blane, „aber ich habe das ungute Gefühl, daß dieser Planet einfach zu einladend ist! Ich habe den Verdacht, daß wir uns auf ein paar Überraschungen gefaßt machen müssen ...“

Die anderen lachten nur. Captain Trenoy nahm das Mikrophon in die Hand. „*Prometheus* an Whiz. Wie hörst du mich? Kommen!“

Die Antwort erfolgte sofort. „Captain Trenoy, hier Whiz. Ich höre Sie laut und verständlich. Ich befinde mich in einunddreißigtausend Meter Höhe und fliege mit einer Geschwindigkeit von viertausenddreihundert Stundenkilometern. Außentemperatur zweihundertneun, Innentemperatur einundzwanzig. Kommen.“

„Benutzt du den automatischen Piloten? Kommen.“ Der Roboter lachte, als Trenoy ihn fragte.

„Ich kann das schneller, Sir. Der Auto-Pilot würde drei Minuten länger brauchen. Kommen.“

„Ein Roboter, der tut, was man ihm befiehlt, ist mir lieber als einer, der den Auto-Piloten zu schlagen versucht! Ende.“

Sieben Minuten später meldete sich Whiz wieder, nachdem die Rakete gelandet war. Diesmal beschrieb er die Landschaft. „Sonnenschein Stärke vier. Himmel dunkelblau bis purpur. Horizont von Bergen begrenzt. Geschätzte Durchschnittshöhe dreitausend Meter. Entfernung etwa fünfundzwanzig Kilometer. Oberfläche felsig, Farben: karmin, braun, schwarz. Nächste Vegetation etwa zwei-

hundert Meter entfernt. Gelegentlich einzelne Büsche bis drei Meter Höhe. Farbe goldgelb. Tiere: schmetterlingsartig, Spannweite zwanzig bis vierzig Zentimeter, farbig gezeichnet, in großer Zahl vorhanden.

Zwanzig bis dreißig kreisen über der Rakete, größere Schwärme in der Nähe.“

Dr. Luiss wurde von Minute zu Minute aufgeregter. „Schmetterlinge!“ rief er immer wieder. „Das ist ja hochinteressant! Schmetterlinge sind immerhin schon eine hochentwickelte Spezies von Insekten. Sicher gibt es auf Fünf auch noch andere Tiere, wenn es dort sogar Schmetterlinge gibt.“

Dr. Blane stellte sich eine Schmetterlingsjagd mit Netz und allen möglichen Ausrüstungsgegenständen vor und konnte sich vor Lachen kaum noch halten. Captain Trenoy sah ihn schief an und gab dann Whiz weitere Befehle.

„Als erstes möchte ich die Ergebnisse der fünf Tests haben. Dann brauche ich die Meßwerte über Außendruck, Temperatur, genaue Zusammensetzung der Atmosphäre – und Proben. Die Filmkamera sollte nicht über fünfzehn Minuten laufen, aber alles aufnehmen, was von Interesse sein könnte. Außerdem möchte ich gern einen von diesen Schmetterlingen – möglichst unbeschädigt.“

„Jawohl, Sir“, antwortete Whiz kurz. „Soll ich weiter berichten, was ich gerade tue?“

„Genau! Wir möchten wissen, was dort unten vor sich geht.“

Whiz begann mit seinem Bericht. „Ich steige jetzt mit dem Geigerzähler aus der Rakete. Luftdruck nullkomma-neuneins. Wäre eben beinahe auf der Leiter ausgerutscht.

Radioaktivität normal, entsprechend Druck. Entferne mich fünfzig Meter von der Rakete, um weitere Tests zu machen.“

Trenoy unterbrach ihn. „Wie reagieren die Schmetterlinge auf ein so fremdartiges Wesen?“

„Sie scheinen mich noch nicht ausgemacht zu haben ... Bin bei Test drei Jetzt haben die Schmetterlinge gemerkt, daß ich hier bin ... Nun kreisen schon etwa fünfzig über meinem Kopf.“

„Sind sie schwer zu fangen?“

„Die Biester sind sehr schnell, Captain. Jetzt sind sie alle fast fünf Meter über mir, wo ich sie nicht erreichen kann.“

Dann folgte eine lange Pause, bis seine Stimme plötzlich wieder aus dem Lautsprecher klang. „Du fliegst so schön, Schmetterling, Schmetterling! Schmetterling flieg, dein Vater ist im Krieg ... Na ... na ... na ...! Wenn ich ein Vöglein war ... dann wäre ich längst nicht so schön wie jetzt!“ Zum erstenmal in seinem Leben versuchte Whiz zu singen.

Den Männern auf der *Prometheus* schien sein Gesang eine Mischung zwischen Ekstase und Irrsinn zu sein, jedenfalls konnte man sein Geheul nicht anders bezeichnen.

Mit einem Fluch schaltete Captain Trenoy wieder das Mikrophon ein. „Whiz! Was, zum Teufel, ist dort unten los?“

Einige Sekunden lang kam keine Antwort, aber dann war doch eine murmelnde Stimme zu hören. „Stahl, herrlicher Stahl! Wie wunderbar, aus Stahl zu sein ...“

Der Captain versuchte es wieder und wieder, aber die einzige Antwort, die er bekam, war: „Mit Schrauben am

Finger und Nieten am Zeh, brauch' Ö ich 'ne Menge, wohin immer ich geh!“

Die Stimme wurde immer leiser, bis sie schließlich ganz abbrach. Dann war alles ruhig und kein Ton drang mehr aus dem Lautsprecher auf dem Beobachtungsdeck.

Die drei Männer sahen sich höchst erstaunt an.

„Der Roboter spinnt!“ sagte Luiss aufgeregt. „Irgendein Kurzschluß muß daran schuld sein, daß er sich aufführt, als hätte er einen Anfall von Delirium tremens.“

Dr. Blane sah zweifelnd drein. „Eigentlich hat er sich doch hundertprozentig normal benommen, bis diese verdammten Schmetterlinge auftauchten. Ich frage mich ...“

„Woran denken Sie – Strahlung?“ fragte Captain Trenoy gespannt.

„In der Richtung könnte es liegen“, bestätigte Dr. Blane. „Es klingt nicht wie ein Funktionsfehler – jedenfalls habe ich noch nie gehört, daß sich Roboter so aufführen, wenn sie einen Kurzschluß haben. Ich finde, es sieht so aus, als habe etwas – irgendeine Kraft – sein Denk- und Unterscheidungsvermögen ungünstig beeinflußt.“

„Die einfachste Lösung ist oft die beste“, sagte Dr. Luiss. „Vermutlich liegt der Fehler in seinem Sprachspeicher. Als er noch hier war, war er doch noch ganz normal!“

„Ich werde ihn noch einmal rufen“, erklärte Captain Trenoy. „Whiz, was ist dort unten los? Sofort zur Rakete zurückkehren! Ich wiederhole, sofort zur Rakete zurückkehren!“

Keine Antwort.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Trenoy schließlich. „Hat einer der Herren einen brauchbaren Vorschlag zu machen?“

„Einer von uns muß mit der Ersatzrakete hinunter“, antwortete Luiss. „Am besten ich.“

„Langsam, langsam“, beruhigte ihn Dr. Blane. „Ich schlage vor, daß wir erst einmal die Rakete heraufholen, mit der Whiz geflogen ist. Dann riskieren wir wenigstens nicht eine Rakete und ein Menschenleben, sondern nur eine Rakete.“

„Fernsteuerung!“ rief Captain Trenoy aus und machte sich an einigen Hebeln zu schaffen. Während er damit beschäftigt war, die Rakete in die Kreisbahn zurückzubringen, diskutierten Blane und Luiss weiter. Da Whiz immer noch keinen Ton von sich gegeben hatte, versuchte es Blane mit einer Reihe von Trickfragen, Kommandos, Beschimpfungen und Beschwörungen. Er hatte aber nicht den geringsten Erfolg.

„Sehen Sie“, triumphierte Luiss, „es ist doch ein Kurzschluß. Wenn er nicht einmal einen Ton von sich gibt, wenn Sie ihm erzählen, daß es sich um Leben oder Tod handelt, dann ist etwas kaputtgegangen.“

Dr. Blane schüttelte den Kopf. „Ich bin immer noch der Meinung, daß Whiz unter einem äußeren Zwang steht. Irgend jemand hat ihm befohlen, ungehorsam zu sein.“

„Quatsch“, sagte Luiss zweifelnd. „Wollen Sie etwa behaupten, daß Whiz hypnotisiert worden ist? Das ist doch wohl zu sehr an den Haaren herbeigezogen!“

„Man muß alle Möglichkeiten in Betracht ziehen“, gab Dr. Blane ungerührt zurück.

„Aber das ist doch unmöglich! Dann kann man sich ja auch gleich überlegen, was wäre, wenn sich der Boden öffnen und Whiz darin versinken würde.“

„Das ist nicht unmöglich“, bestand Blane auf seiner Theorie. „Warum sollten sich die Lebewesen auf Planet Fünf konventionell benehmen? Diese Schmetterlinge könnten zum Beispiel ...“

„Zum Beispiel Enteneier legen!“ grinste Dr. Luiss. „Nehmen Sie eine Beruhigungspille, Doktor. Sie scheinen mit den Nerven herunter zu sein.“

Unterdessen war das Beiboot in die Kreisbahn der *Prometheus* eingeschwenkt und bis auf Sichtweite herangekommen. Dr. Blane, der eine Fortsetzung der nutzlosen Diskussion vermeiden wollte, kletterte in das Astrodome und beobachtete, wie die kleine Rakete an der großen anlegte.

„Ich bin nach wie vor der Meinung, daß nur einer von uns nachsehen sollte, was mit Whiz los ist!“ Dr. Blane beobachtete die Gesichter der anderen und sah, daß sie anderer Meinung waren.

„Ich glaube, Sie sind ein wenig zu abergläubisch und vertrauen zu wenig auf wissenschaftliche Methoden“, bemerkte der Captain mit leisem Lächeln. „Ich werde zusammen mit Dr. Luiss nachsehen. Wir werden auf jeden Fall w/s Vibratoren und den HFC-Apparat mitnehmen. Einer von uns wird ständig in der Rakete bleiben – es sei denn, daß der andere in Gefahr ist.“

„Sie können aber auch Pech haben und auf etwas stoßen, gegen das HFC-Waffen wirkungslos sind!“

„Dann ist es bestimmt kein lebendes Wesen ...“, versicherte ihm der Captain. „Wir müssen uns allmählich beeilen, sonst ist Whiz schon über alle Berge, bevor wir unten sind.“

Dr. Blane zeigte sich als guter Verlierer. „Waidmanns-

heil!“ sagte er. „Ich werde die Sache hier am Lautsprecher verfolgen.“

„Wir werden Ihnen ein paar zahme Schmetterlinge mitbringen – mit denen können Sie dann spielen“, versprach ihm Dr. Luiss, als er sich in seinen Druckanzug zwängte.

Die beiden Männer überprüften nochmals ihre Sprechfunkgeräte und bestiegen dann die kleine Rakete. Dr. Blane sah ihnen nach, bis sie nach einigen Minuten verschwunden waren. Eine Viertelstunde später kam Dr. Luiss Stimme aus dem Lautsprecher.

„Wir sind soeben gelandet und haben Whiz bereits gesichtet. Er ist nur hundert Meter von uns entfernt und balanciert wie eine Ballerina auf dem rechten Bein. Die Schmetterlinge kreisen immer noch über seinem Kopf.“ Dr. Luiss lachte leise. „Ich möchte wetten, daß sie froh sind, daß sie Schmetterlinge sind, wenn sie ihn ansehen! Eigentlich paßt er ganz gut in die Landschaft.“

„Sind irgendwelche Anzeichen dafür erkennbar, daß es auch noch andere Lebewesen gibt – außer Schmetterlingen?“ fragte Blane.

„Nein, bis jetzt noch nicht. Ich werde mir jetzt einmal unseren übergeschnappten Freund ansehen und in der Zwischenzeit wird Captain Trenoy weiterberichten.“

*

Dr. Blanes Hände zitterten, und sein Gesicht war kreidebleich. Er ging hastig auf dem Navigationsdeck auf und ab, während er ab und zu einen mißtrauischen Blick auf Whiz warf.

„Ich möchte den ganzen Bericht noch einmal von vorn hören“, sagte er schließlich. „Vor allem die Stelle, an der er ungenau ist!“ Es hatte keinen Sinn, den Roboter einen Lügner zu nennen, weil er so konstruiert war, daß er nicht lügen konnte – aber er konnte manchmal reichlich ungenau sein ...

„Das letzte, woran ich mich erinnern kann, waren die Tests, die Captain Trenoy mir befohlen hatte. Dann weiß ich gar nichts mehr – bis zu dem Zeitpunkt, wo plötzlich Dr. Luiss vor mir stand und mich einen übergeschnapten Trottel nannte.“

„Wo waren die Schmetterlinge, als Dr. Luiss mit dir sprach?“

„Sie kreisten wieder über der Rakete, Sir, das heißt etwa hundert Meter von uns entfernt. Dr. Luiss sagte mir, daß er sie mit Ultraschall verjagt hatte.“

„Hat er noch etwas über seine weiteren Absichten gesagt?“

„Er sagte nur, daß er sich noch ein bißchen umsehen wolle und daß er auch gleich ein paar Gesteinsproben mitnehmen wolle. Dann befahl er mir zur Rakete zurückzugehen.“

„Was tat Captain Trenoy in der Zwischenzeit?“

„Er fragte mich aus, Sir. Dann berichtete er Ihnen, beschrieb Ihnen die Landschaft und erzählte genau, was Dr. Luiss gerade tat.“

„Warum hat Captain Trenoy die Rakete verlassen?“

„Dr. Luiss setzte sich mit ihm über sein Funksprechgerät in Verbindung. Er schien sehr aufgeregt und sagte, daß er soeben das Skelett eines großen Paarzehers gefunden habe.

Dann schlug er dem Captain vor, die Rakete zu verlassen und sich das Skelett selbst anzusehen. Captain Trenoy wollte zuerst nicht, aber Dr. Luiss überredete ihn schließlich doch. Er sagte, daß kein Lebewesen in Sicht sei und daß sich die Schmetterlinge bestimmt durch Ultraschall vertreiben lassen würden.“

Dr. Blane nickte zustimmend. „Das stimmt. Ich habe einen Teil ihrer Unterhaltung hier am Lautsprecher mitgehört. Hat dir Captain Trenoy irgendwelche Befehle gegeben, bevor er die Rakete verließ?“

„Er machte einen einfachen Test mit mir, um sicher zu sein, daß mein Datenspeicher keine mechanischen Schäden erlitten hatte. Dann befahl er mir, unter allen Umständen in der Rakete zu bleiben.“

„Von diesem Zeitpunkt an hast du die Bedienung des Funkgerätes übernommen?“

„Richtig“, stimmte Whiz zu. „Ich habe weiterhin berichtet, bis Sie mir den Befehl gaben, zur *Prometheus* zurückzukehren.“

„Da ich dir diesen Befehl aber nie gegeben habe, bleiben zwei Möglichkeiten“, sagte Dr. Blane und starrte den Roboter an. „Los, zähl sie auf!“

Der Roboter schwieg einen Augenblick. Dann sagte er langsam: „Nummer eins: ich habe einen Kurzschluß. Nummer zwei: der Befehl zur Rückkehr kam von jemand anderem.“

„Welche Möglichkeit ist am wahrscheinlichsten?“ fuhr ihn Dr. Blane an.

„Wenn Sie mich gern testen möchten, Sir ...?“

„Zum Teufel mit Tests! Welche?“

„Ich glaube nicht, daß ich einen Kurzschluß habe ...“

„Dann glaubst du also, daß der Befehl von woanders her stammt?“

„Jawohl, Sir – vorausgesetzt, daß er wirklich nicht von Ihnen war ...“

Blane blieb nur mit Mühe ruhig. „Lassen wir das im Augenblick. Wiederhole deinen Bericht bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich dir angeblich den Befehl zur Rückkehr gegeben habe.“

„*Prometheus*, hier Whiz“, sagte der Roboter. „Captain Trenoy verläßt jetzt die Rakete, um zu Dr. Luiss zu gehen. Dr. Luiss untersucht das Skelett eines großen Paarzehers. Die Schmetterlinge sind etwa zweihundert Meter entfernt, jetzt kommen sie langsam näher. Sie sind noch einhundert-fünfzig Meter entfernt. Captain Trenoy hat jetzt Dr. Luiss erreicht. Sie graben beide neben dem Skelett. Die Schmetterlinge sind etwas näher gekommen. Captain Trenoy sieht ab und zu kurz zu ihnen hinüber, arbeitet aber weiter. Jetzt sind die Schmetterlinge genau über den beiden Männern – in ungefähr fünfzig Meter Höhe. Die Männer stehen plötzlich auf. Sie starren die Schmetterlinge an. Dr. Luiss spricht in sein Mikrophon und sagt, daß das die unglaublichste Sache sei, die er je gesehen habe. Die Schmetterlinge sind jetzt nur noch zehn Meter über Dr. Luiss und Captain Trenoy. Die Schmetterlinge kommen noch tiefer.“

Zur gleichen Zeit beginnen Dr. Luiss und Captain Trenoy ihre Helmverschlüsse zu lösen ...“

„Weiter! Weiter!“ drängte Dr. Blane.

„Als nächstes“, fuhr Whiz fort, „hörte ich Ihre Stimme aus dem Lautsprecher. Sie sagten: ‚Whiz, hier *Prometheus*.“

Sofort in die Kreisbahn zurückkehren! Ich wiederhole: sofort zurück zur *Prometheus!*“

„Und was geschah dann?“ fragte Blane.

„Ich berichtete Captain Trenoy von Ihrem Befehl und bat um weitere Anweisungen. Er sagte: ‚Du mußt gehorchen, Whiz! Du mußt immer gehorchen!‘ Bevor ich abflog, sah ich Dr. Luiss und Captain Trenoy nebeneinanderstehen. Sie bewegten sich nicht, hatten ihre Helme abgenommen und starrten auf die Schmetterlinge, die dicht über ihnen kreisten.“

„Klang Captain Treneys Stimme normal?“

„Jawohl, Sir. Er sprach langsam und sehr deutlich.“

„Weißt du sicher, daß es seine Stimme war?“

„Jawohl, Sir.“ Einige Minuten lang ging Dr. Blane nervös auf und ab. Dann hatte er einen Entschluß gefaßt.

„Ich werde jetzt nach unten fliegen, Whiz.“

„Jawohl, Sir.“

„Du bleibst hier auf Posten.“

„Jawohl, Sir.“

*

Dr. Blane setzte das Beiboot leicht auf. Er schnallte sich los, stand auf und sah hinaus. In einer Entfernung von etwa zweihundert Metern sah er die beiden regungslosen Gestalten auf einem kleinen Hügel stehen. Er nahm das Fernglas zur Hilfe und entdeckte den Schwarm Schmetterlinge, die dicht über den Köpfen der beiden kreisten. Zu ihren Füßen lagen die beiden Helme, die sie abgenommen und fallengelassen haben mußten.

Entschlossen griff Dr. Blane nach zwei w/s Vibratoren und steckte sie in die Taschen seines Druckanzuges. Dann zwängte er sich durch den Ausstieg ins Freie, kletterte die Leiter hinunter und stand nach wenigen Sekunden auf dem festen Boden.

Langsam näherte er sich seinen Gefährten, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß ihm im Augenblick keine Gefahr zu drohen schien. Als er noch hundert Meter von den Männern entfernt war, richtete er die Vibratoren auf die Schmetterlinge, die über ihnen kreisten und ihre Gesichter verdeckten. Die Tiere zerstreuten sich, und Dr. Blane ging weiter.

Als er noch fünfzig Meter von Dr. Luiss und Captain Trenoy entfernt war, wollte er seinen Augen nicht trauen, aber aus einer Entfernung von fünfundzwanzig Metern sah er es ganz deutlich – er näherte sich zwei Gestalten, die tot waren, aber immer noch in ihren Druckanzügen standen! Ihre abgenagten Schädel trugen ein leeres Grinsen ...

Dr. Blane fühlte, wie er vor Angst zu schwitzen begann. Ein sechster Sinn warnte ihn und drängte ihn, umzukehren und zu der Rakete zurückzulaufen. Aber es war schon zu spät. Von irgendwoher drang Musik an sein Ohr – als ob sich die Harmonie und die Schönheit zu einem Musikstück vereint hätten ...

Er drehte sich mit einer letzten Anstrengung um und sah Hunderte von Schmetterlingen um sich herumflattern. In seinen Augen standen Tränen, aber er weinte nicht, weil er den Tod vor Augen hatte, sondern weil er in seinem Leben noch nie so schöne Musik gehört hatte. Gleichzeitig lächelte er selig ...

Die Vibratoren glitten aus seinen Händen. Langsam öffnete er den Verschuß seines Helms, nahm ihn ab und ließ ihn zu Boden fallen. Er stand bewegungslos, unfähig zu denken oder zu reagieren – und wartete auf den Augenblick, in dem sich unzählige Schmetterlinge auf ihn nieder-senken würden ...

*

Das Forschungsschiff *Prometheus* blieb noch zehn Tage lang in seiner Kreisbahn um Planet Fünf. Whiz wartete Tag und Nacht vor dem Lautsprecher, wie es ihm befohlen worden war. Schließlich zog er die logischen Schlüsse aus der völligen Funkstille, die seit mehr als zweihundertfünfzig Stunden herrschte.

Er fand schließlich auch einen triftigen Grund, warum keiner der Männer mehr am Leben sein konnte – Menschen konnten nicht ohne Wasser leben. Das Wasser auf Planet Fünf enthielt aber eine Anzahl giftiger Stoffe und war auch sonst so verschieden zusammengesetzt, daß kein Mensch davon leben konnte.

Deshalb war Whiz schließlich fest davon überzeugt, daß keiner seiner Herren – weder Captain Trenoy noch Dr. Luiss noch Dr. Blane – mehr am Leben sein konnte.

Andererseits wußte er nicht, warum und wie sie zu Tode gekommen waren. Als er selbst unter dem hypnotischen Einfluß der Schmetterlinge gestanden hatte, hatte er nichts von der Musik gehört, weil sein Datenspeicher nicht auf dergleichen Dinge reagierte. Er wußte nur, daß ihn etwas positronisch beeinflußt hatte. Zum erstenmal in seinem

Roboterleben war er eingeschlafen, obwohl seine Akkumulatoren voll geladen waren. Außerdem konnte er nicht wissen, daß ihn die Schmetterlinge einfach loswerden wollten, weil er nicht eßbar war und deshalb nur störte.

Andererseits muß sich sogar ein Roboter eine Ausrede zurechtlegen, wenn er ohne Befehl handelt. Deshalb hatte Whiz auch Dr. Blanes Befehl „erfinden“ müssen, der ihn zur *Prometheus* zurückbeordnete.

Jetzt stand er auf dem Navigationsdeck und starrte mit roten, ausdruckslosen Augen auf die Oberfläche von Planet Fünf.

Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. Die Nachricht vom Scheitern der Expedition mußte zur Erde zurückgelangen. Dort konnten dann die Menschen entscheiden, was weiter geschehen sollte.

Whiz beugte sich über den Kartentisch und begann zu rechnen. Er kannte weder Bedauern noch Furcht noch Mitleid.

Er wußte nur, daß er den Relativitätsantrieb besser bedienen konnte als seine ehemaligen Herren.

Der Teufelskreis (REPEAT PERFORMANCE)

Sheridan wachte auf, weil ihn das schrille Geräusch in seinen Ohren nicht mehr schlafen ließ. Es klang wie das hohe Summen einer Maschine, wie ein Dynamo, der auf, höchsten Touren läuft.

Er lag einen Augenblick ruhig im Bett und versuchte sich an den Traum zu erinnern, den er eben gehabt hatte. Das Geräusch wurde langsam leiser und verklang schließlich völlig. Gleichzeitig wurde auch die Erinnerung an den Traum immer schwächer; der ihm den kalten Schweiß auf die Stirn getrieben hatte.

Dann stand er auf, streckte sich ausgiebig und ging ins Bad. Beim Anziehen glaubte er das Geräusch noch einmal einen kurzen Augenblick lang zu hören, aber das Klingeln des Telefons im Flur übertönte es kurz danach. Seltsam, daß er geahnt hatte, daß das Telefon gleich klingeln würde!

Aber was war andererseits schon dabei, wenn er es schon vorher geahnt hatte? Schließlich war er als Arzt immer darauf gefaßt, angerufen zu werden ...

Sheridan ging in den Flur hinaus, setzte sich auf den Rand des Telefontisches und streckte die Hand nach dem Hörer aus. Dann zog er sie plötzlich zurück, ohne ihn aufzunehmen und nahm eine Packung Zigaretten aus der Tasche. Das Telefon läutete weiter.

Als er sich eine Zigarette anzündete, bemerkte er, daß seine Hände zitterten. Er wußte auch warum – er wußte nämlich genau, wessen Stimme er hören würde!

Einen Augenblick lang dachte er, daß er sich entscheiden könne, ob er den Hörer abnehmen sollte oder nicht. Oder konnte er sich doch nicht für eine der beiden Möglichkeiten entscheiden? Tat er wirklich das, was er tun mußte? Als er den Hörer aufnahm, wußte er, daß er diese Frage unbeantwortet lassen mußte. Er atmete tief ein und ließ das Schicksal seinen Lauf nehmen.

„Ich möchte mit Dr. Sheridan sprechen.“ Ihre Stimme klang ein bißchen zu hoch und aufgereggt, während sie doch sonst eine schöne Altstimme hatte.

„Am Apparat“, sagte Dr. Sheridan. „Guten Morgen, Ann! Wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen. Wie geht es dir in diesen schlechten Zeiten?“

„Oh, Richard!“ Sie schien erleichtert zu sein. „Gott sei Dank, daß du es bist. Ich brauche dich ganz dringend! Aber nur, wenn du mir versprichst, daß du nicht wieder den guten Onkel Doktor herauskehrst, der mir beweist, daß meine Befürchtungen überflüssig sind ...“

„Was ich übrigens noch fragen wollte – willst du mich als Arzt oder als Freund sprechen?“

„Als beides! Richard, hast du sehr viel zu tun?“

„Nicht zu dieser Jahreszeit. Die Leute sind alle ziemlich gesund. Wenn ich Glück habe, dann kommen heute wieder vier Patienten, die alle nur Kleinigkeiten haben. Es sei denn, es passiert irgendwo ein Unfall ...“

„Gut. Der Unfall bin ich. Ich möchte, daß du so schnell wie möglich zu uns nach Redgrave kommst. Es ist wirklich dringend!“

Sheridan versuchte die Stimme unpersönlich zu finden, ohne sich das Mädchen vorzustellen, das dazugehörte. Ann

– dieses wunderschöne Mädchen, das er einmal geliebt hatte. Er fragte sich, ob er das wohl alles noch einmal durchmachen würde.

Das alles noch einmal durchmachen! Ein gefährlicher Gedanke. Er konzentrierte sich schnell auf das, was er sagen wollte.

„Ich schätze, daß ich bis elf Uhr dreißig bei euch sein kann ... Worum handelt es sich denn?“

„Meinen Vater. Ich glaube, daß er allmählich verrückt wird.“

Er überlegte einen Augenblick. „Vielleicht wird er auch gerade normal. Ein Mann, der den Nobelpreis für Physik bekommen hat, sollte eigentlich das Recht haben, ab und zu normal zu werden. Jetzt erzähle mal, was eigentlich los ist – mit ihm, natürlich.“

Ann verlor die Geduld. „Richard, zum Teufel, hör endlich auf, den gekränkten Liebhaber zu spielen! Ich brauche wirklich jemand, der mir hilft. Wenn es einen anderen guten Arzt im Umkreis von zwanzig Kilometern geben würde ...“

„Natürlich, natürlich“, unterbrach sie Dr. Sheridan. „Aber ich warte immer noch auf eine Schilderung der Symptome!“

Ann seufzte.

„Na schön – Onkel Doktor“, sagte sie schließlich. „Ich bin am Freitag nach Redgrave gefahren. Ich hatte ihn schon längere Zeit nicht mehr gesehen und hatte gerade ein bißchen Zeit zwischen den Proben für das neue Stück. Ich hatte keine Ahnung, daß er sich so verändert hatte! Kannst du dir vorstellen, daß er tatsächlich mit sich selbst redet?“

Ich glaube, er weiß nicht einmal, ob es Tag oder Nacht ist und ob es draußen regnet oder schneit.“

„Konzentration“, warf Sheridan ein. „Viele hervorragende Wissenschaftler sind so. Sie konzentrieren sich immer so, daß sie schließlich gar nicht mehr aufhören können.“

„Aber er vergißt sogar zu essen. Er sitzt einfach da, starrt auf das Tischtuch und murmelt etwas von seiner verdammten Maschine. Ich habe direkt Angst vor ihm!“

„Was für eine Maschine?“

„Es ist eigentlich zum Lachen, aber er sagt, daß er an einer Zeitmaschine arbeitet ... Jetzt behaupte nur noch, daß er noch ganz da ist!“

Sheridan überlegte einen Augenblick, was er über Professor Richard Blackmore wußte – über den Mann, den man in einem Atemzug mit Bohr, Heisenberg oder Schrödinger nannte ...

Er hatte ihn zwar schon lange nicht mehr gesehen, aber er erinnerte sich noch deutlich an den Eindruck, den der phänomenale Geist des Professors damals auf ihn gemacht hatte. Damals waren keinerlei Anzeichen für eine derartige Entwicklung zu erkennen gewesen – im Gegenteil, der Professor schien seinen Höhepunkt noch nicht einmal erreicht zu haben.

Aber das war schon ein Jahr her, und in einem Jahr konnte viel geschehen.

„Sage doch etwas“, bat Ann. „Sage, daß er verrückt oder senil ist. Sage, daß es harmlos ist ... Das mit der Zeitmaschine kann doch nicht sein Ernst sein, nicht wahr?“

„Ich weiß es offen gestanden auch nicht“, gab er zu. „Das kann ich von hier aus nicht beurteilen. Es kann natür-

lich sein, daß sich dein Vater nur mit einer Theorie beschäftigt, die sich nicht verwirklichen läßt, aber andererseits könnte er auch etwas Neues entdeckt haben. Ich werde ihn erst einmal untersuchen, dann kann ich dir mehr sagen.“

„Komm bitte so schnell wie möglich. Ich bin völlig am Ende meiner Kräfte! Außerdem hat er für zwölf Uhr ein Experiment vor und dann kann man ihn nur noch unter Lebensgefahr aus seinem Laboratorium herausholen!“

„Ich beeile mich“, versprach er.

„Danke, Richard, und auf Wiedersehen.“

Plötzlich hörte er das Geräusch wieder – als ob sich die Welt in einen riesigen Dynamo verwandelt hätte, auf dem er saß. Dann, als ob das Geräusch ein Signal gewesen sei, streckte Mrs. Fagan, seine Haushälterin, den Kopf aus der Küche.

„Guten Morgen, Herr Doktor. Der Kaffee ist schon fertig und steht auf dem Tisch. Sie werden etwas heißen Kaffee gut vertragen können – heute morgen ist es ja abscheulich kalt!“

Dr. Sheridan stimmte ihr zu, daß es kalt sei. Dann schüttelte er sich und ging frühstücken, wobei er versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, daß er schwitzte.

Alles schien wieder normal zu sein, als er seine Praxis erreicht hatte und an seinem Schreibtisch saß. Dann wurde er plötzlich unruhig und ging im Ordinationszimmer auf und ab. Er wartete auf irgend etwas und wußte, daß es in genau fünfzehn Sekunden stattfinden würde.

Als der Sekundenzeiger seiner Armbanduhr die fünfzehnte Sekunde erreicht hatte, war auch das Geräusch wieder da. Dr. Sheridan tat etwas, was er noch nie getan hatte, solange er praktizierte – er nahm eine Kognakflasche aus

dem Schreibtisch und goß sich ein Glas ein. Das Geräusch verschwand, und er widmete sich den wenigen Patienten.

Schließlich war der letzte Kranke behandelt, und Dr. Sheridan konnte in Ruhe über seinen Besuch in Redgrave nachdenken. Er konnte sich immer noch an seinen letzten Besuch erinnern – an dem Tag, an dem Ann ihre Verlobung mit ihm gelöst hatte ...

Er begann sein Versprechen zu bereuen – aus zwei Gründen. Der erste war Ann. Wahrscheinlich konnte sie ihn immer noch um den Finger wickeln, wann und wie es ihr Spaß machte. Der zweite war Professor Blackmore. Er versuchte, sich ihn ins Gedächtnis zurückzurufen. Es war einfach unmöglich, daß dieser Mann sich mit Hirngespinsten abgab! Aber anscheinend hatte er sich jetzt doch in eine aussichtslose Sache verrannt – jedermann wußte doch, daß eine Zeitmaschine nicht gebaut werden konnte.

Aber was war, wenn die Menschen verrückt waren und nur Professor Blackmore normal? Vielleicht konnte man doch eine Zeitmaschine bauen! Sheridan saß einige Zeit an seinem Tisch und dachte über das Problem nach.

Dann sah er zufällig auf seine Armbanduhr. Elf Uhr fünfundzwanzig. Und er hatte Ann versprochen, bis elf Uhr dreißig bei ihr zu sein! Er rannte zu seinem Auto und dachte unterwegs wieder an Anns Warnung wegen des Experimentes.

Als er sich noch etwa fünf Kilometer von Redgrave entfernt befand, zeigte seine Uhr zehn Minuten vor zwölf. Er fuhr noch schneller und erreichte das Haus um zwei Minuten nach zwölf Uhr.

Ann erwartete ihn an der Haustür. Sie sah erleichtert aus,

als er kam, aber sie schien sich immer noch Sorgen zu machen.

„Ich bin so froh, daß du da bist, Robert. Konntest du nicht früher kommen?“

„Ich bin aufgehalten worden“, antwortete er. „Wo ist denn dein alter Herr – seiner Zeit voraus, was?“

Sie nickte. „Er ist in seinem Laboratorium.“ Sie warf einen Blick auf die großen Fenster im ersten Stock, hinter denen ihr Vater arbeitete.

„Soll ich gleich zu ihm hinaufgehen?“

„Bitte noch nicht gleich. Robert, ich brauche auch einen Arzt. Vielleicht werde ich auch langsam verrückt ... Ich höre manchmal ein seltsames Geräusch im ganzen Haus – ein hohes Summen. Manchmal scheint es in mir zu sein. Es ist, als ...“ Sie sah ihn unsicher an. „Komm lieber herein. Es hat keinen Sinn, sich auf der Schwelle miteinander zu unterhalten, wenn man es auch gemütlicher haben kann.“

Sie ging hinein, und Sheridan folgte ihr. Im Flur legte er ihr die Hand auf die Schulter. Sie drehte sich um und sah ihn hilfeschend an. Sheridan nahm ihre Hand – sie war noch kälter als seine eigene.

„Ann, ich habe das Geräusch auch gehört. Es scheint mit einem Traum in Verbindung zu stehen, den ich heute nacht hatte – nur kann ich mich nicht mehr an ihn erinnern ...“

Sie wurde blaß und schwankte. Plötzlich lag sie in seinen Armen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie zitterte am ganzen Körper.

„Oh, Richard! Ich fürchte mich so sehr! Ich habe noch nie soviel Angst gehabt!“

Die Tatsache, daß sie ihm vertraute und daß sie sich an

ihn um Hilfe gewandt hatte, gab ihm seinen Mut und seine Ruhe wieder.

„Liebling, wenn wir zusammenhalten, dann wird vielleicht alles wieder gut. Ich liebe dich – was auch immer geschehen mag – ich liebe dich.“

Als sie sich küßten, zitterte das ganze Haus plötzlich, als sei es von einem heftigen Windstoß erschüttert worden. Dann war auch das Geräusch wieder da – diesmal so laut, daß alles zu vibrieren schien. Es wurde immer lauter, bis Sheridan nur noch daran denken konnte, Ann aufrechtzuhalten und sich zur gleichen Zeit zu wundern, daß es immer dunkler wurde.

Dann war es auf einmal wieder strahlend hell. Sie lebten beide noch, er hielt immer noch Ann in seinen Armen, und draußen schien immer noch die Sonne.

Ann öffnete die Augen. Sie waren kalt und zeigten keinerlei Gefühlsregung – nicht einmal Furcht. Er erkannte die Lehrbuchsymptome eines extremen Schocks.

„Die Maschine“, flüsterte sie beinahe unhörbar. „Das verdammte Experiment!“ Dann wurde sie ohnmächtig.

Sheridan trug sie zur Couch und suchte dann in einem Schrank nach etwas Trinkbarem. Als er mit zwei Gläsern zurückkam, war Ann wieder bei Bewußtsein. Er bot ihr ein Glas an.

„Trink es langsam aus ... Ich werde unterdessen in das Laboratorium gehen und nach deinem Vater sehen.“

„Ich ... ich will mitgehen“, sagte Ann mit unsicherer Stimme und versuchte aufzustehen.

„Nein, du bleibst hier, bis ich zurückkomme. Keine Bewegung – verstanden?“

Sie nickte zögernd. „Ich möchte nur nicht gern ... allein sein.“

„Liebling, ich muß doch nachsehen, ob ihm etwas passiert ist!“

„Ja, gewiß.“

„Ich werde nur zwei oder drei Minuten weg sein – vielleicht sogar weniger.“

Ann versuchte zu lächeln. „Ich werde auf dich warten“, sagte sie dann.

Sheridan nahm die Treppe zum ersten Stock mit ein paar Schritten. Oben zögerte er einen Augenblick, bis er die richtige Tür gefunden hatte. Überall herrschte absolute Stille. Er mußte mit sich selbst kämpfen, bevor er sich zum Weitergehen entschloß.

Dann riß er mit einem entschlossenen Ruck die Tür zu Professor Blackmores Laboratorium auf und trat ein. Er versuchte wieder umzukehren – zu spät.

Es gab kein Laboratorium, keine Zeitmaschine, keinen Professor Blackmore. Einfach nichts!

Nur eine dunkle Masse, die sich leicht bewegte ...

Als er fiel, erinnerte er sich genau an Anns letzte Worte, bevor er gegangen war:

„Ich werde auf dich warten“, hatte sie gesagt.

Dann gab es nichts mehr, woran er sich hätte erinnern können – absolut nichts mehr ...

*

Sheridan wachte auf, weil ihn das schrille Geräusch in seinen Ohren nicht mehr schlafen ließ. Es klang wie das

hohe Summen einer unsichtbaren Maschine, wie ein Dynamo, der auf höchsten Touren läuft ...

Das Wunderkind (BRAIN CHILD)

Obwohl Dr. Thomas Merrinoe insgeheim die Tatsache bedauerte, daß sein Sohn anscheinend keineswegs ein Genie zu werden versprach, war er doch auch für Kleinigkeiten dankbar. Wenigstens hatte das Kind nicht zwei Köpfe oder war, klinisch gesehen, kein Idiot.

Wenn man die Sache nüchtern ansah, mußte man fast zugeben, daß der zehn Jahre alte Timothy durch und durch normal entwickelt war – vielleicht etwas zu frech, aber normal.

Diese Tatsache setzte Dr. Merrinoe immer wieder in Erstaunen. Sein Berufsehrgiz sträubte sich im Grunde genommen dagegen, daß man einen neuen Menschen mit Gehirn, das ja eine verhältnismäßig gute Rechenmaschine war, ohne großen Aufwand erstellen konnte – aber dafür war er auch der Leiter einer Gruppe von Wissenschaftlern, die Elektronenrechner konstruierten und entwarfen.

Als stolzer Vater erfüllte er nicht ganz die Erwartungen, die man allgemein an Männer in dieser Lage zu stellen pflegt. Seine Frau Mary, eine unkomplizierte Blondine, die Trigonometrie für eine schwierige Gehirnoperation hielt, hatte alle Mühe gehabt, ihn davon zu überzeugen, daß die Kindheit seines Sohnes nicht nur ein lästiges, sondern sogar ein wünschenswertes Übel sei. Mit der Ungeduld, die für ihn charakteristisch war, hatte Dr. Merrinoe eigentlich vorgehabt, Timothy mit drei Jahren das Schachspiel zu

lehren und ihn mit viereinhalb in die Geheimnisse der Differentialrechnung einzuführen.

Was war denn die Wissenschaft wert, wenn sie sich nicht im täglichen Leben anwenden ließ, pflegte er zu fragen. Wenn es möglich war, einen Elektronenrechner für alle möglichen mathematischen Probleme zu programmieren, warum sollte es dann bei dem Gehirn eines Menschen nicht auch möglich sein? Die Antwort war leider nur zu einfach. Die Maschine hatte nichts gegen das Lernen – aber Timothy sogar sehr!

Als er das zarte Alter von zehn Jahren erreicht hatte, war es Timothy – seine Eltern nannten ihn Tim – nicht nur gelungen, Dr. Merrinoes Glauben an sämtliche Erziehungsmethoden zu erschüttern und ihn vor Kummer zu immer größeren Elektronenrechnern zu treiben, sondern sich auch gänzlich vor jeder engeren Berührung mit der Mathematik zu hüten.

Das alles trug dazu bei, daß Dr. Merrinoe keine rechte Freude empfand, als er nach dreijähriger ununterbrochener Arbeit einen völlig neuartigen Elektronenrechner namens DENNIS konstruiert hatte.

Er hatte ein Elektronengehirn erfunden, das sehen, hören, sprechen und – natürlich nur begrenzt – fühlen konnte. Er hatte eine Maschine gebaut, gegen die sämtliche Elektronenrechner der Welt veraltet und rückständig waren. Er hatte DENNIS soviel beigebracht, daß er Fragen beantworten konnte, die sich kein Mensch ausdenken konnte, weil sie so intelligent waren. Und trotzdem war es ihm nicht gelungen, seinem Sohn beizubringen, daß die Hälfte von nullkommafünf nullkommafünfundzwanzig war.

Seit einiger Zeit hatte er sich angewöhnt, mit sich selbst zu sprechen, und als er an einem Nachmittag vor DENNIS saß, wurde er plötzlich in seinem gemurmelten Monolog unterbrochen.

„Ich bitte um Verzeihung, Sir“, klang DENNIS’ blecherne Stimme aus dem Lautsprecher, „aber ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie die Angaben etwas genauer machen würden.“

Dr. Merrinoe wollte schon ärgerlich werden, aber dann erinnerte er sich doch daran, daß DENNIS schließlich nur eine Maschine war. „Ruhe, du blödes Ding! Wer sagt dir denn, daß ich mit dir gesprochen habe?“

„Entschuldigung, Sir“, sagte DENNIS mit Bedauern in der Stimme. „Ich sah nur niemand, mit dem Sie sonst hätten sprechen können, weil Sie ja allein waren ... und schließlich hatten Sie mich gelehrt, alle Fragen zu beantworten, die mir gestellt wurden.“

„Schalte dich aus!“ unterbrach ihn der Physiker. „Du verbrauchst nur überflüssig Strom, ohne etwas zu tun!“

DENNIS’ Augen glühten vorwurfsvoll. „Jawohl, Sir.“

„Nein, warte noch einen Augenblick!“ sagte Dr. Merrinoe nachdenklich. „Bist du intelligent?“

„Nein, Sir. Nur schlau.“

„Richtig. Jetzt sage mir noch, wem du gehörst und was du wert bist.“

„Sie haben mich konstruiert, Sir, und Ihr Team hat mich gebaut. Ich gehöre der Imperial Elektrizitätsgesellschaft, die 21245317,94 Dollars für mich bezahlt hat.“

„Das stimmt“, gab Dr. Merrinoe zu. „Kannst du mich beim Schachspielen schlagen?“

„Jawohl, Sir.“

„Kannst du ausrechnen, wieviel Atome es im gesamten Weltall gibt?“

„Jawohl, Sir – ungefähr.“

„Kannst du ausrechnen, wieviel Reis die Bevölkerung von China im Jahre 1975 verzehren wird?“

„Jawohl, Sir.“

„Dann“, fuhr Dr. Merrinoe mit ironischer Stimme fort, „kannst du ganz bestimmt eine verhältnismäßig einfache Aufgabe spielend lösen: Warum lutscht ein Baby an seinem Daumen?“ Er lehnte sich zufrieden in seinen Sessel zurück und wartete darauf, daß DENNIS zugeben würde, daß er die Aufgabe nicht lösen konnte.

„Ein Baby lutscht deshalb an seinem Daumen“, antwortete DENNIS zu Dr. Merrinoes völliger Überraschung, „weil es a) zu früh entwöhnt wurde, b) einen Zahn bekommt, c) sich unsicher fühlt oder d) Hunger hat. Wenn es nicht damit aufhören will, ist zu empfehlen, daß man ...“

„Ich werde verrückt!“ rief Dr. Merrinoe aus. „Wer hat dir denn das Zeug beigebracht?“

DENNIS schien seinen Triumph zu genießen. „Sie selbst, Sir“, antwortete er mit zufriedener Stimme. „Während der ersten Programmierungsversuche haben Sie mir selbst den Inhalt von über tausend verschiedenen Handbüchern zugänglich gemacht. Eines davon war ‚Babypflege und Kindererziehung‘ von Dr. med. Benjamin Spock.“

Dr. Merrinoe ärgerte sich ein bißchen. „Na schön, du Ampereverschlinger, vielleicht bist du dann so freundlich und erklärst mir, warum mein Sohn Tim die physischen

Eigenschaften des Homo sapiens mit den geistigen eines Orang Utans verbindet?“

„Wenn man der Darwinschen Entwicklungstheorie glauben will“, dozierte DENNIS, „dann muß man annehmen, daß primitive Lebensformen die Fähigkeit besitzen, sich ...“

„... eines Schraubenschlüssels zu bedienen, um damit dein idiotisches Gehirn zu zertrümmern“, unterbrach ihn der Physiker, der es sich nicht verkneifen konnte, grob zu sein. „Nein, so geht es nicht. Ich muß dir die Frage anders stellen. Warum ist mein Sohn geistig so zurückgeblieben, obwohl seine Eltern doch einigermaßen normal zu sein scheinen?“

„Darf ich Sie um einige zusätzliche Angaben bitten?“

„Bitte“, sagte Dr. Merrinoe entgegenkommend. „Ich werde so objektiv wie möglich sein ...“

DENNIS gab ein Geräusch von sich, das wohl am besten mit einem Seufzer verglichen werden konnte. „Ich muß folgende Daten wissen: Alter, Gewicht, Größe, Körperbau, Schädelform, geschätzter Wortschatz, manuelle Fertigkeiten, typische Gefühlsregungen, charakteristische Reaktionen, Interessengebiete, Angewohnheiten, Lieblingsbeschäftigungen und Ziele. Außerdem muß ich das Verhältnis, das er zu seiner Mutter und zu Ihnen hat, genau geschildert bekommen.“

Dr. Merrinoe starrte DENNIS entgeistert an. „Na, viel willst du ja nicht gerade wissen, oder?“

„Nein, Sir“, stimmte DENNIS zu. Dann sagte er nach einer kurzen Pause: „Wenn Sie mir gestatten, Sir, dann möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen: Wenn Sie mir einfach alles über Tim erzählen, was Ihnen gerade einfällt,

dann werde ich mir die entsprechenden Daten selbst zusammenstellen ...“

Dr. Merrinoe war so mit dem Vorschlag beschäftigt, daß er gar nicht merkte, daß eben etwas Ungeheures geschehen war: Zum erstenmal hatte ein Elektronengehirn von sich aus die Initiative ergriffen und einen Menschen vor eine Wahl gestellt!

„Soweit ich es beurteilen kann“, begann er nachdenklich, „hat Tim eine hervorstechende Eigenschaft – seine Dickköpfigkeit. Am Anfang dachte ich, es handle sich nur um eine Art Unabhängigkeitsgefühl, aber dann ...“ Er sprach weiter und weiter, fast den halben Nachmittag lang. Dann schien er alles erzählt zu haben, was ihm einfiel. Er hörte mitten in einem Satz auf, rieb sich die Augen und stellte fest, daß er in letzter Zeit zuviel gearbeitet haben mußte ...

DENNIS ergriff die Gelegenheit und gab seine Meinung von sich. „Die Anzeichen, Sir, weisen deutlich auf ungenügende Anpassung an die Umwelt hin. Es gibt jedoch eine ...“

„Ungenügende Anpassung!“ schnaubte Dr. Merrinoe. „Natürlich ist der Junge seiner Umwelt ungenügend angepaßt. Ich habe dir das doch schon den ganzen Nachmittag zu erklären versucht!“

DENNIS' Augen glühten heller. „Ich bin keinesfalls der Meinung, daß Tim schlecht angepaßt ist“, sagte er langsam und deutlich. „Aber Sie, Sir, scheinen ein ungenügend angepaßter Vater zu sein ...“

Dr. Merrinoe versuchte eine Spur von wissenschaftlicher Unbeteiligung zu bewahren. „Durchaus eine interessante

Theorie“, gab er ironisch zu. „Ich darf wohl annehmen, daß du selbstverständlich eine Lösung für dieses Problem bereit hast?“

„Selbstverständlich“, stimmte DENNIS zu. „Nachdem es Ihnen offensichtlich nicht gelungen ist, den Jungen für wissenschaftliche Dinge zu interessieren, müßte man es mit einem anderen Lehrer versuchen ...“

„Welchem?“ fragte Dr. Merrinoe.

„Mir“, antwortete DENNIS bescheiden.

*

Dr. Merrinoe schloß die Haustür hinter sich und brachte es fertig, seine Frau anzulächeln, obwohl er von den Anstrengungen des Nachmittags völlig erschöpft war.

„Na, wie war's denn heute? Wie geht es deinem komischen DENNIS?“ fragte sie.

„Scheußlich“, sagte er. „Der Kerl hat jetzt den Punkt erreicht, wo er freche Antworten gibt und dumme Fragen stellt ... Wo ist übrigens Tim?“

„Der klebt wieder einmal vor dem Fernsehapparat und sieht sich einen Cowboyfilm an.“

Dr. Merrinoe gab einen Laut von sich, der eher ein müdes Krächzen als ein Seufzer war. „Ich hätte gute Lust, das verdammte Ding mit einer Axt zu zerlegen! Dieser Quatsch zerstört seine Initiative, beeinträchtigt sein Urteilsvermögen und gibt ihm falsche Eindrücke. Als ich so alt war, wie er jetzt ist ...“

„Liebling“, unterbrach ihn seine Frau sanft. „Sei doch bitte so nett und benutze nicht immer solche schrecklichen

Ausdrücke. Du weißt doch, daß Kinder so etwas furchtbar schnell nachmachen!“

„Pah! Hat der Wunderknabe schon zu Abend gegessen?“

„Ja, er wollte den Film nicht versäumen ...“

„Ja, er wollte den Film nicht versäumen!“ wiederholte Dr. Merrinoe wütend, als er sich an den Tisch setzte. „Na, eigentlich sollten wir froh und dankbar sein, daß wir in Ruhe essen können ... Brennt da nicht etwas an?“

Seine Frau seufzte. „Höchstens du. Hör mal, warum gehst du nicht zu einem guten Psychiater?“

„Wegen Tim?“

„Nein, deinetwegen. Tim ist völlig in Ordnung, aber du scheinst dich allmählich in eine Psychose hineinzusteigern!“

„Psychose! Der Junge kann mir nicht einmal die Quadratwurzel aus einundachtzig sagen, ohne sich dabei wie ein Idiot anzustellen.“

„Ich auch nicht“, gab Mary zurück.

Dr. Merrinoe versuchte ein schwaches Lächeln, das zur gleichen Zeit überlegen und lasterhaft wirken sollte.

„Schließlich habe ich dich ja nicht um deiner Intelligenz willen geheiratet, mein Liebling ...“

„Ich dich auch nicht“, antwortete sie trocken.

Einige Zeit nach dem Abendessen, als Dr. Merrinoe sich mit einer Tasse Kaffee und einer Zigarette ins Wohnzimmer zurückgezogen hatte und dort über Tim nachdachte, erschien der Gegenstand seiner sorgenvollen Überlegungen.

„Abend, Pappi“, sagte er und blieb vorsichtig abwartend in der Tür stehen.

„Guten Abend, mein Junge“, antwortete Dr. Merrincoe und versuchte sein Gesicht in freundliche Falten zu legen.

Tim deutete den Gesichtsausdruck seines Vaters anders und fragte bedauernd, als er näher kam: „Hast du wieder Migräne?“

„Nein, ich habe keine Migräne!“ sagte Dr. Merrincoe ärgerlich. „Warum glaubst du, daß ich eine habe?“

„Weiß ich nicht genau ...“

„Dann sag nicht so einen Blödsinn! Hat dir der Film gefallen?“

„Ganz gut. Die Filme mit Weltraumfliegern gefallen mir allerdings besser.“

„Wenn du dich für Raumflug interessierst“, begann Dr. Merrincoe diplomatisch, „dann interessiert es dich doch bestimmt auch, wie man die Geschwindigkeit berechnet, die eine Rakete haben muß, wenn sie der Erdanziehung entkommen will?“

„Eigentlich nicht so sehr, dankeschön. Ich würde lieber eine bauen.“

„Du kannst aber keine bauen, bevor du nicht genug Mathematik beherrschst, um ...“

Tim gähnte. „Deshalb sehe ich’s mir auch lieber im Fernsehen an.“ Sein Vater sah wieder so aus, als habe er Migräne – nur noch schlimmer.

„Tim“, sagte Dr. Merrincoe sanft, „würdest du morgen mit mir gehen mögen und DENNIS ansehen?“

„Das komische Gehirn, das du zusammengebastelt hast?“

„Ja, genau das.“

„Oh ... Morgen ist doch Sonnabend?“

„Richtig. Macht das einen Unterschied?“

Tim holte tief Luft. „Eigentlich wollte ich ins Kino gehen ...“

Dr. Merrinoe holte ebenfalls tief Luft. „Du wirst dir DENNIS ansehen!“

Am nächsten Nachmittag gingen ein großer Mann und ein kleiner Junge durch das riesige Gebäude, in dem DENNIS untergebracht war. Dr. Merrinoe führte Tim die Treppe hinauf in den Kontrollraum und setzte ihn in einen Sessel vor DENNIS. Dann drückte er auf den Kontrollknopf, der DENNIS zum Leben erweckte.

Tim war mäßig beeindruckt.

„Ich bin betriebsbereit, Sir“, sagte DENNIS. „Ich bitte um Ihre Anweisungen.“

„Ich werde meinen Sohn Timothy bei dir lassen und in der Zwischenzeit etwas in meinem Büro arbeiten. Du wirst sämtliche Fragen beantworten, die er dir stellt und ihn unterhalten, bis ich wiederkomme.“

„Jawohl, Sir“, antwortete DENNIS.

Als Dr. Merrinoe die Treppe hinunterging, hörte er gerade noch Tims erste Frage. „Wenn anderthalb Eichhörnchen in anderthalb Minuten anderthalb Nüsse essen können, wie viele Nüsse können dann neun Eichhörnchen in neun Minuten essen?“

„Einundachtzig“, murmelte Dr. Merrinoe geistesabwesend vor sich hin, aber dann hörte er erstaunt, was DENNIS antwortete ... „Vierundfünfzig!“

Dr. Merrinoe saß in seinem Büro und las einige der Mickeymaushefte, die er vor einigen Tagen seinem Sohn weggenommen hatte. Plötzlich sah er auf die Uhr, die auf

seinem Schreibtisch stand und bekam einen Schreck ... Zwei Stunden! Er hatte doch eigentlich Tim nur eine halbe Stunde bei DENNIS lassen wollen! DENNIS hatte bestimmt einen guten Einfluß auf Tim, aber was war, wenn Tim etwa einen schlechten auf DENNIS hatte?

Er rannte die Treppe zum Kontrollraum hinauf und wunderte sich über das merkwürdige Geräusch, das aus DENNIS' Lautsprecher zu kommen schien – es klang, als ob man ein Tonband mit viel zu hoher Geschwindigkeit abspielen würde.

Als er die Tür aufriß, schien DENNIS gerade mit seinem Monolog zu Ende gekommen zu sein. Tim war in seinem Sessel zusammengesunken und schlief fest. Dr. Merrinoe fühlte sich erleichtert.

„Das Experiment scheint offensichtlich nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben?“ bemerkte er mit einem Seitenblick auf seinen leicht schnarchenden Sohn.

„Nur eine besonders tiefe Hypnose, Sir“, erklärte DENNIS. „Sie war notwendig, um etwaige geistige Vorbehalte auszuschalten, bevor ich ihn programmieren konnte.“

„Bevor du *was* tun konntest?“ fragte Dr. Merrinoe entsetzt.

„Bevor ich ihn programmieren konnte. Er hat jetzt eine perfekte Ausbildung in Höherer Mathematik und Physik hinter sich. Ich bin davon überzeugt, daß Sie mit dem Ergebnis zufrieden sein werden.“

„Da gibt es aber noch einen kleinen Unterschied“, sagte Dr. Merrinoe und atmete dabei schwer. „Mein Sohn ist nämlich keine Maschine, du Quatschkasten!“

„Nein, Sir“, stimmte DENNIS zu, „deshalb habe ich

auch nur mit einem Wirkungsgrad von dreißig Prozent gerechnet. Vielleicht würden Sie ihn jetzt aufwecken wollen, Sir?“

Dr. Merrinoe tat es. Nach einigen Augenblicken öffnete Tim die Augen, gähnte ausgiebig und streckte sich. „Sehr interessant“, bemerkte er leichthin, „aber können wir jetzt nach Hause gehen? Ich habe Hunger.“

Dr. Merrinoe warf dem Elektronengehirn einen mitleidigen Blick zu und lächelte überlegen. Aber DENNIS gab keinen Kommentar ...

*

Die erste Reaktion zeigte sich am gleichen Tag nach dem Tee. Anstatt sich wieder an den Fernsehapparat zu setzen, wie er es sonst immer getan hatte, verschwand Tim diesmal im Arbeitszimmer seines Vaters. Nach einiger Zeit kam er wieder zum Vorschein und hatte ein Buch unter dem Arm. Er suchte sich eine ruhige Ecke, setzte sich in einen Sessel und begann zu lesen.

„Du hast ihn eingeschüchtert“, warf Mary ihrem Mann im Flüsterton vor. „Was war heute nachmittag los?“

„Nichts“, antwortete Dr. Merrinoe unbehaglich. „Wirklich überhaupt nichts! Ich habe ihn nur mit DENNIS allein gelassen, während ich ein paar dringende Sachen zu erledigen hatte.“

„Schön, aber irgend jemand hat ihn eingeschüchtert“, behauptete sie wieder. „Oder er ist krank ...“

Tim sah aus seinem Buch auf. „Glaubst du, daß sich ein Mensch unsichtbar machen kann, Pappi?“

„Selbstverständlich nicht“, antwortete Dr. Merrinoe.
„Warum fragst du das?“

„Das Buch hier handelt davon. ‚Der unsichtbare Mann.‘
Es scheint eine ganz interessante Geschichte zu sein.“

Dr. Merrinoe war überrascht. „Ist denn H. G. Wells nicht ein bißchen zu schwierig für dich, Tim? Ich habe das Buch erst mit vierzehn gelesen ...“

Tim lächelte. „Es ist ein wenig altmodisch, aber ich komme ganz gut damit zurecht ... Wie wär’s mit einer Partie Schach, Pappi? Wir haben schon lange nicht mehr gespielt.“

Dr. Merrinoe fühlte sich etwas unbehaglich. „Ich dachte, du machst dir nichts aus Schach. Früher hast du immer gesagt, daß es dich langweilt.“

„Hat es auch“, gab Tim offen zu. „Aber da war ich auch noch jünger.“ Er holte das Brett und stellte die Figuren auf.

„Ich glaube, ich werde mir ein bißchen das Fernsehen anschauen“, bemerkte Mrs. Merrinoe mit schwacher Stimme, „während ihr zwei Genies es untereinander auskämpft.“

Dr. Merrinoe sah sie an, zuckte hilflos mit den Schultern und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Schachbrett zu.

„Würdest du dich ärgern, wenn ich dich schlage?“ wollte Tim wissen.

„Selbstverständlich nicht!“ sagte sein Vater. „Ich wäre froh darüber – und sehr, sehr überrascht.“

„Ich nicht“, antwortete Tim.

Aber nach einer Viertelstunde hatte ihn sein Vater elegant schachmatt gesetzt – mit einem Seufzer der Erleichter-

rung. Der Junge hatte sich nicht verändert – jedenfalls nicht viel.

„Du hast nicht so gut gespielt, wie du spielen könntest!“ beschuldigte ihn Tim.

„Aber geschlagen habe ich dich trotzdem, oder nicht?“

Ein leichtes Lächeln erschien auf Tims Gesicht. „Gut, spielen wir noch mal. Ich hatte einige der Züge vergessen.“

„Du dürstest wohl nach Rache?“ fragte Dr. Merrinoe, als er die Figuren aufstellte.

Tim zog die Stirn in Falten und sagte dann zögernd: „Würdest du mir fünfzehn Dollar geben, wenn ich gewinnen würde?“

„Was?“

„Würdest du mir fünfzehn Dollar geben, wenn ich gewinnen würde?“

Dr. Merrinoe sah seinen Sohn ernst an. „Und was bekomme ich, wenn ich gewinne?“

„Ein Jahr lang dreißig Cents pro Woche“, antwortete Tim prompt. „Das ist doch fair, oder?“

„Das finde ich auch“, sagte sein Vater mit einem gekünstelten Lachen. „Ich hoffe, daß das eine Lehre für dich sein wird! Wozu brauchst du eigentlich die fünfzehn Dollar?“

Tim grinste. „Das sage ich dir nach dem Spiel.“

„Du ziehst“, antwortete Dr. Merrinoe.

Die Partie dauerte etwas über zwei Stunden und war geradezu klassisch. Zuerst spielte Dr. Merrinoe zu leichtsinnig, aber dann wurde er vorsichtiger. Nach zwanzig Minuten hatte er einen Läufer und kurz danach einen Springer verloren, während Tim erst einen Bauern geopfert hatte.

Das schien Dr. Merrinoe nervös zu machen. Er begann mit äußerster Konzentration zu spielen, bis ihn ein brillanter Zug, der ihm den Sieg hätte bringen müssen, unerklärlicherweise die Dame kostete ...

Tim hatte unterdessen begonnen, in seinem Roman weiterzulesen. Mit leichter Hand setzte er schließlich seinen verdutzten Vater schachmatt und war zur gleichen Zeit bereits bei Kapitel siebzehn angelangt.

„Tim, mein Junge“, sagte Dr. Merrinoe mit schwacher Stimme, während er nach seinem Portemonnaie langte, „wie hast du das fertiggebracht?“

„Das Spiel ist doch so schön logisch“, meinte Timm, zählte sorgfältig das Geld und steckte es ein, während ihn Dr. Merrinoe immer noch ungläubig anstarrte.

„Was willst du eigentlich mit dem Geld?“

„Ich brauche Sachen für mein Experiment!“

„Aha“, sagte sein Vater.

Tim gähnte. „Ich gehe jetzt ins Bett. Danke für das Schachspielen, Pappi. Ich hoffe, daß es dir nicht leid tut, daß du verloren hast.“

„Durchaus nicht!“ sagte sein Vater bissig. „Im Gegenteil – es war mir ein Vergnügen und eine Ehre!“

Mrs. Merrinoe, deren Interesse am Fernsehen von dem Augenblick an, in dem Tim zu gewinnen begann, erlahmt war, sah Tim sprachlos nach. Sie bemerkte, daß er das Buch immer noch unter dem Arm hatte.

Als Tim die Tür hinter sich zugemacht hatte, fiel sie über seinen Vater her. „Was hast du mit meinem kleinen Jungen gemacht? Was hast du mit ihm angestellt?“

„Nichts – wirklich gar nichts“, sagte er hilflos. „Ich

nehme an, daß DENNIS ihm ein paar Tricks gezeigt hat – aber die wird er bald wieder vergessen haben.“

„Bald wieder vergessen haben!“ Mary war noch böser geworden. „Ich will es hoffen! Wenn deine verdammte elektrische Eieruhr Tim etwas getan hat, dann ...“ Sie sah ihn drohend an.

Dr. Merrinoe, der sich an das erinnerte, was DENNIS mit Tim angestellt hatte, zuckte innerlich zusammen.

In den nächsten Tagen verschwanden immer wieder Bücher aus Dr. Merrinoes Arbeitszimmer – unter anderem auch ein dickes Werk über Wellentheorie. Der Gedanke, daß Tim sich mit dergleichen Dinge beschäftigte, war nicht mehr lächerlich, sondern erschreckend, aber Tims Vater wollte abwarten, was daraus wurde, bevor er etwas dazu sagte.

Er mußte nicht lange warten.

Der Sturm brach am Freitagabend los. Als er gegen sieben Uhr nach Hause kam, schien seine Frau unterdessen hysterisch geworden zu sein.

„Gott sei Dank, daß du wieder da bist!“ schluchzte sie. „Ich habe schon vor einer Stunde versucht dich anzurufen. Du musst schnell etwas mit Tim tun, bevor ich verrückt werde!“

„Tim?“ fragte Dr. Merrinoe nervös. „Wo ist er denn überhaupt? Ist alles mit ihm in Ordnung?“

„In Ordnung!“ kreischte Mrs. Merrinoe. „Du wirst schon sehen, wie sehr er in Ordnung ist!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, die zum Esszimmer führte, und ein Paar Schuhe kam in den Flur hinaus. In ihnen steckte ein Paar leere Socken, die den Anzug

eines kleinen Jungen zu unterstützen schienen, wobei der Anzug ebenfalls leer war!

„Tag, Pappi“, sagte Tim fröhlich. „Ich wollte dich damit überraschen ...“

Dr. Merrinoe trat einen Schritt zurück. „Tim, mein Junge“, krächzte er. „Tim! Wie hast du das gemacht?“

„Ich habe meine Molekularstruktur neu arrangiert“, erklärte Tim geduldig, „und meinen Reflexionsindex auf null gesenkt.“

„Aber – das ist – doch einfach unmöglich!“

„Das hast du schon einmal behauptet, aber schließlich beweise ich doch das Gegenteil! Der Mann in dem Buch hat es gekonnt, und ich kann es auch.“

Auf Dr. Merrinoes Stirn erschienen Schweißperlen. „Timothy, hör zu! Die Geschichte in dem Buch hat sich doch nur einer ausgedacht – die ist doch nie wirklich passiert. So etwas kann es gar nicht geben!“

„Kann es eben doch“, erwiderte Tim und gab seinem Vater einen Rippenstoß. „Oder möchtest du behaupten, daß das auch nur ausgedacht war?“

Dr. Merrinoe bekam plötzlich ganz weiche Knie und mußte sich setzen, weil seine Beine zitterten. Mrs. Merrinoe, die jetzt den Punkt erreicht hatte, an dem sie das Bewußtsein verlor, sank ihm in die Arme.

„Jetzt siehst du, was du angerichtet hast, Tim!“ keuchte sein Vater ärgerlich. „Hilf mir jetzt, damit wir sie auf die Couch legen können.“ Als er seine Frau auf die Couch bettete, halfen ihm zwei unsichtbare Hände ... Dann wandte sich Dr. Merrinoe wieder an seinen Sohn.

„Wie – hast du das nur fertiggebracht?“

„Der Apparat steht in meinem Zimmer“, antwortete Tim. Dann fügte er hinzu: „Nein, an deiner Stelle würde ich nicht hineingehen. Es könnte sein, daß du einen elektrischen Schlag bekommst oder unsichtbar wirst oder sonst etwas. Von jetzt ab betritt niemand mehr mein Zimmer, wenn ich nicht dabei bin!“

Dr. Merrinoe wollte schon losdonnern, aber dann überlegte er es sich doch rechtzeitig. „In Ordnung, mein Junge“, sagte er mit schwacher Stimme. „Aber kannst du dich denn überhaupt wieder – zurückverwandeln, Tim?“

Sein Sohn lachte. „Ich will gar nicht mehr. So ist es viel lustiger. Außerdem bin ich gespannt, was sie in der Schule sagen werden!“

Dr. Merrinoe schüttelte es – er dachte nämlich daran, was die ganze Welt dazu sagen würde. In diesem Augenblick schlug Mary wieder die Augen auf. Sie sah aus, als wollte sie jeden Augenblick zu schreien beginnen. Dr. Merrinoe lief es wieder kalt den Rücken hinunter.

„Tim, du mußt dich wieder sichtbar machen“, bat er. „Du mußt einfach! Es ist ungerecht. Es ...“ Er wußte nicht mehr weiter und hoffte nur noch auf einen brillanten Einfall. Wie sollte er jemals mit einem unsichtbaren Kind fertigwerden?

Plötzlich hatte Dr. Merrinoe eine glänzende Idee. „Ich wette mit dir um fünfundzwanzig Dollar“, sagte er vorsichtig, „daß du dich nicht wieder sichtbar machen kannst.“

„Abgemacht!“ rief Tim und rannte die Treppe hinauf, die zu seinem Zimmer führte. Dr. Merrinoe seufzte erleichtert auf. Dann drehte er sich zu Mary um und streichelte beruhigend ihre Hand.

„Ich lasse mich von dir scheiden“, zischte sie ihn an, „wegen seelischer Grausamkeit. Du und dein verrückter Apparat!“

„Nur ruhig, Mary“, beruhigte er sie. „Es wird schon alles wieder gut werden. Wir werden eben ein bißchen auf ihn aufpassen müssen ...“

„Ein bißchen auf ihn aufpassen müssen!“ sagte sie zornig. „Und das, obwohl er es sich vielleicht einmal einfallen lassen könnte, uns beide in weiße Mäuse zu verwandeln, weil er gerade Lust dazu hat ...“

„Es ist alles nicht so schlimm, wie du es dir vorstellst, Mary. Wenn du ein bißchen Physik verstehen würdest, dann könnte ich ...“

„Physik!“ schnaubte sie. „Kannst du dich vielleicht unsichtbar machen? Sei doch nicht albern.“ Sie tupfte mit einem Taschentuch an ihren Augen herum. „Das ist alles Teufelswerk und Zauberei.“

Dr. Merrinoe bezweifelte zwar, daß der Teufel genügend wußte, um bei dieser Verwandlung mit Rat und Tat zu helfen – es sei denn, er war auch von DENNIS programmiert worden. Aber Mary war im Augenblick Vernunftgründen nicht zugänglich, deshalb unterließ er es, mit ihr darüber zu diskutieren.

Er hätte viel dafür gegeben, um Tim dabei zuzusehen, wie er sich wieder sichtbar machte, aber irgendwie erschien ihm der Versuch nicht ratsam, uneingeladen in Tims Zimmer einzudringen. Er setzte sich also wieder und wartete gespannt.

Im ersten Stock ertönte ein geheimnisvolles Summen. Es klang wie das Geräusch eines ganzen Hornissenschwar-

mes. Dann brach es einen Augenblick lang ab, änderte sich in der Tonhöhe und Lautstärke, bis es einem Dynamo glich und hörte dann ganz auf.

Kurze Zeit später kam Tim in das Wohnzimmer. Auf seinem Gesicht zeigte sich ein zufriedenes Lächeln. Dr. Merrinoe wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Dann sah er das eigenartige Glitzern in Tims Augen und holte hastig sein Portemonnaie aus der Tasche. Er nahm einen Fünfer und zwei Zehner und gab sie Tim.

„Hör mal gut zu, Tim“, begann er dann. „Ich möchte, daß du mir versprichst, nie wieder irgend jemand oder irgend etwas mit deinem ... Apparat unsichtbar zu machen. Ich glaube, daß es das beste wäre, wenn wir ihn heute abend wieder auseinandernehmen. Ich werde mir natürlich ein paar Einzelheiten notieren – aus rein wissenschaftlichem Interesse – aber ...“

„Niemand betritt mein Zimmer“, unterbrach ihn Tim mit fester Stimme. Das Geld hielt er immer noch in der Hand. „Jetzt, wo ich es schon einmal gemacht habe, interessiert es mich sowieso nicht mehr. Ich habe es nur getan, weil du behauptet hattest, daß es unmöglich sei. Aber jetzt habe ich schon ein wesentlich interessanteres Problem gefunden.“

„Und das wäre?“ fragte Dr. Merrinoe mit schwacher Stimme.

„Anti-Schwerkraft“, kündigte Tim an.

Dr. Merrinoe hatte das seltsame Gefühl, als ob der Fußboden ihm immer näher komme. Dann wurde ihm schwarz vor den Augen, während er aus weiter Ferne Tims Stimme hörte, der ihm zu erklären versuchte, daß die Einsteinsche Relativitätstheorie eben doch nicht so ganz richtig war.

Aber Dr. Merrinoe hörte gar nicht mehr richtig zu. Er war bereits viel zu sehr damit beschäftigt, auszurechnen, wieviel er wohl dafür bezahlen mußte, wenn er die Wette verlöre, daß man noch *nicht* zum Mars fliegen könne ...

Falkenjagd (FALCON CHASE)

Neun Tage später, als der Apparat und die Leichen bereits fortgeschafft worden waren und die Wissenschaftler sich bereits damit beschäftigten; als der offizielle Bericht bereits abgefaßt und zu den Akten gelegt worden war; als der letzte Journalist wieder abgereist war und sich ärgerte, daß er nicht als erster dort gewesen war; neun Tage später, als der Zwischenfall bereits unwahrscheinlich zu klingen begann, trafen sich die drei Männer, um sich über ihn zu unterhalten – wobei sich jeder im stillen wünschte, daß es den anderen gelänge, ihn davon zu überzeugen, daß sich alles nur in seiner Phantasie abgespielt hatte.

Ihre Autos standen vor dem Green Man, einem ruhigen kleinen Landgasthaus, das etwa zehn Kilometer außerhalb der Stadt an der Landstraße nach Falconford lag. Noch vor neun Tagen hatte in dem Gasthaus die Atmosphäre eines militärischen Hauptquartiers geherrscht, aber unterdessen hatte sich die Aufregung etwas gelegt – sogar der Wirt sprach weniger davon – und die drei Männer konnten zum erstenmal in aller Ruhe über den Fall nachdenken und friedlich darüber sprechen.

Sir Alan Leclerc, der Polizeipräsident, hörte seinem Untergebenen, Inspektor Manning, zu, als ob der Inspektor mit ihm auf einer Rangstufe stände, während sich Major Nore eine Art von Kriegführung vorzustellen versuchte, die man früher höchstens in utopischen Heftchen angetroffen hätte.

Am neunten September gegen Mitternacht wurde die

leuchtend grüne Sternschnuppe zum erstenmal am Himmel Nordafrikas beobachtet – genau gesagt von Ain Sefra aus. Später, das heißt in den ersten Morgenstunden, war sie über der algerischen Küste zu sehen und dann über dem Mittelmeer. Sie unterschied sich allerdings wesentlich von anderen Sternschnuppen, weil sie nicht nach ein oder zwei Sekunden verschwand. Statt dessen beschrieb sie mit hoher Geschwindigkeit eine kreisförmige Bahn und bewegte sich trotzdem immer weiter nach Norden. Als der Morgen heraufzog, wurde sie über Valencia, Bordeaux, Le Havre und schließlich auch über London gesehen.

Dann kam das Morgengrauen wie ein graues Gespenst.

Zur gleichen Zeit hatte in Redmoor Hall die Alarmglocke lange und anhaltend geklingelt. Redmoor war erst kürzlich zu einem Irrenhaus für Zuchthausinsassen umgebaut worden. Dieser Ausbruch war der erste, der einem Patienten gelungen war.

Zwei Stunden später hörten die Bewohner von East Anglia, die vor dem Radio saßen, um die Morgennachrichten zu hören, ein Geräusch, das dem eines Rennmotorbootes glich und das die Nachrichten übertönte.

Später ergaben Untersuchungen, daß diese Störung sich bis nach Dundee ausgewirkt hatte.

Zehn Minuten nach acht Uhr war der Radioempfang nicht mehr gestört. Zur gleichen Zeit wurden die Menschen in Cambridge von einem kurzen durchdringenden Zischen aufgeschreckt. Dazu kam noch ein Lichtblitz, der über die Stadt hinwegleuchtete und von einem leichten Brandgeruch begleitet war, dem einige Minuten später ein Miniaturwirbelwind folgte.

Auf einer friedlichen Weide in der Grafschaft Norfolk wurde eine Kuhherde aufgeschreckt und raste blind durch die Gegend, riß Stacheldrahtzäune nieder, bis die Tiere schließlich völlig erschöpft irgendwo liegenblieben.

Um acht Uhr fünfzehn hatte die Landpolizei unter der Leitung von Inspektor Manning den Teil des Waldes umzingelt, der seit dem Mittelalter den Namen „Falkenjagd“ trug. Der Inspektor, der schon große Erfahrung als Menschenjäger hatte, hoffte, daß seine Leute den Verrückten bis Mittag erwischt haben würden. Er hatte es sehr eilig, zu dem Einbruchsfall in Norwich zurückzukommen, und außerdem ärgerte er sich, daß ihm die Armee, die gerade in diesen Wäldern Übungen abhielt, ihre Hilfe aufgedrängt hatte.

Major Nore war schlechthin begeistert. Er hatte die vier Züge, die bei der Jagd auf George William Grandiman helfen sollten, antreten lassen und belehrte sie ausführlich darüber, daß der gesuchte Irre nicht nur ein erfahrener Kindermörder war, sondern auch ein Fachmann auf dem Gebiet des Mordes an Erwachsenen beiderlei Geschlechts. Major Nore deutete außerdem noch an, daß es selbstverständlich Ehrensache für die Armee sein müßte, den Verbrecher aufzuspüren, bevor ihn die Polizei in die Hände bekam. Dann machte er eine Pause und fügte hinzu, daß er Grandiman lebend und unverletzt zu sehen wünschte.

Die Polizei und die Soldaten hatten begonnen, das Waldstück zu durchkämmen, als die Meldungen der anderen durchgegeben wurden. Alles in allem das gewohnte Bild eines gewohnten Vorhabens ...

Aber dann begannen außergewöhnliche Dinge zu geschehen.

Major Nore und Inspektor Manning, die bis zu diesem Zeitpunkt damit beschäftigt gewesen waren, sich ununterbrochen Beleidigungen an den Kopf zu werfen, wurden von dem Lichtschein und dem Geräusch überrascht, die schon die Einwohner von Cambridge erschreckt hatten. Das Licht war tiefer und heller, das Zischen lauter. Auch der Wirbelwind, der unmittelbar danach folgte, war erheblich stärker.

Ein Funker, der sechs oder sieben Meter von Inspektor Manning entfernt gestanden hatte, wurde durch die Luft gewirbelt. Er landete bewußtlos in einer Astgabel. Der schwarze Polizeiwagen des Inspektors wurde von unsichtbaren Händen hochgehoben, aufs Dach gedreht und mit einem häßlichen Geräusch auf die Landstraße geknallt. Major Nores olivfarbener Dienstwagen landete rückwärts im Straßengraben, obwohl die Handbremse angezogen war.

Ein Melder, der zu Major Nore unterwegs war und mit etwa fünfzig Meilen Geschwindigkeit die Straße entlangfuhr, wurde plötzlich von etwas Unsichtbarem zum Anhalten gezwungen – als ob er gegen eine Wand gefahren sei. Später fand man ihn reichlich zerschlagen wieder, aber es dauerte noch lange, bevor er wieder vernehmungsfähig war.

Glücklicherweise passierte dem Inspektor und dem Major nichts, außer daß sie zu Boden geworfen wurden. Als der Wirbelsturm vorüber war, hoben sie die Köpfe und sahen, daß fast alle Bäume im Umkreis von zweihundert Metern keine Blätter mehr trugen. In diesem Augenblick hörte man weit entfernt Bäume zu Boden krachen und eine Sekunde lang schien ein großer Feuerball in einer Entfernung von fünfhundert Metern über dem Wald zu stehen.

Der Inspektor und der Major sahen sich an. Dann kamen sie beide zu dem Schluß, daß jetzt für Theorien keine Zeit sei. Major Nore rannte zu seinem Wagen, riß die Tür auf und holte ein Ersatzfunkgerät heraus.

Nach, kaum einer Minute waren bereits zwei Züge auf dem Marsch zu dem Punkt des Waldes, an dem der Feuerball aufgeflammt war.

Inspektor Manning verschwendete keine Gedanken mehr an George William Grandiman und an die Tatsache, daß er eigentlich den Auftrag hatte, ihn zu fangen. Statt dessen jagte er hinter dem Major her.

„Was, zum Teufel, war das?“ japste er, als er den Major eingeholt hatte.

Major Nore blieb einen Augenblick stehen und versuchte wieder zu Atem zu kommen. „Vermute Luftwaffe – wieder mal ein verdammtes Experiment! Heutzutage ja leider schon alltäglich ... Sehen wir lieber zu, ob es noch Überlebende gibt.“

„Haben Sie irgend etwas gesehen, was einem Flugzeug ähnlich sah?“ fragte der Inspektor erstaunt.

„Nein“, schnaubte der Major, „war aber deutlich genug zu spüren. Der gleiche Geruch, das gleiche Geräusch – überall wiederzuerkennen!“

„Mein Auto ist im Eimer!“

„Mein Funker auch“, stellte der Major fest. „Los, gehen wir weiter. Es kann sowieso nicht mehr weit sein!“

Sie rannten durch den dichten Wald und kamen etwa zwei Minuten vor den Soldaten an, die Major Nore dorthin befohlen hatte.

Glücklicherweise hatte es in den letzten Wochen und

Tagen stark geregnet, und der Feuerball, den die beiden Männer gesehen hatten, hatte keine Nahrung gefunden. Die Bäume hatten zwar keine Blätter mehr und ihre Zweige waren angesengt, aber die Stämme waren nicht angebrannt.

Ein erstaunliches Bild bot sich ihren Augen.

Mitten durch den Wald hatte irgend etwas eine zweihundert Meter lange und zwanzig Meter breite Schneise geschlagen. Hunderte von Bäumen lagen entweder entwurzelt am Boden oder waren abgeknickt, als ob sie Streichhölzer seien. Dort, wo die Schneise zu Ende ging, lag etwas, das wie ein silbernes Geschoß aussah, das sich mit der Spitze in die Erde gebohrt hatte. Es war etwa dreißig Meter lang und maß reichlich sechs Meter im Durchmesser.

Major Nore und Inspektor Manning, die sprachlos davorstanden, bemerkten an einer Seite eine Art Tür, die vom Wind hin- und herbewegt wurde.

„Also, gehen wir!“ sagte der Inspektor. „Fragen Sie mich bloß nicht, was das sein soll. Ich glaube, ich habe in der letzten Zeit zu viele Zukunftsromane gelesen ...“ Sie näherten sich vorsichtig und langsam der offenen Tür. Dann blieben sie beide stehen. „Ich frage mich nur, ob da noch jemand drin ist?“ Der Major war überrascht, daß sich seine Stimme zu einem Flüstern gesenkt hatte.

„Ich glaube, daß jeder, der so einen Aufprall hinter sich hat, nicht gerade bei vollem Bewußtsein sein kann“, antwortete der Inspektor leise. „Was schlagen Sie vor – sollen wir hineinklettern – oder sollen wir erst noch draußen bleiben und warten, wer herauskommt?“

„Hoffentlich kommen meine Leute bald!“ seufzte der Major. Dann faßte er einen raschen Entschluß, wie es

einem Offizier zukommt und kletterte in das Geschoß hinein.

Innen sah es nicht viel anders aus, als in einem Superwohnwagen – nur war alles viel kleiner. Als erstes fielen dem Major vier Kojen auf – keine war mehr als eineinhalb Meter lang – die jede für sich in einer Art Metallnetz hingen. Das Metall fühlte sich allerdings wie Plastik an und dehnte sich wie Gummi. Neben den Kojen waren noch Instrumente, Knöpfe, Schalter und Hebel zu entdecken, die alle mit fremdartigen Schriftzeichen gekennzeichnet waren.

Erst nach einer Minute fiel es Major Nore auf, daß gar keine Lichtquelle zu sehen war, obwohl er alles gut erkennen konnte. Alle Gegenstände schienen von innen heraus zu glühen, und dadurch war das Innere des Geschosses ziemlich hell erleuchtet.

Dann war von außen Inspektor Mannings Stimme zu hören. „Ist alles in Ordnung, Major Nore? Ist noch jemand an Bord?“

„Kommen Sie und sehen Sie’s sich selbst an!“ rief Nore zurück.

Inspektor Manning kam vorsichtig durch die enge Tür gekrochen.

„Na, da werden sich die Gelehrten aber streiten!“ meinte er und sah sich neugierig um. Dann stieß er einen erstaunten Laut aus und deutete auf den vorderen Teil der Kapsel. Der Major drehte sich um und sah etwas, was er bis zu diesem Augenblick noch nicht bemerkt hatte: Vorn in der Spitze, in der sich eine Art Kommandobrücke zu befinden schien, lag etwas, was einem blonden Kind ähnlich sah.

Die beiden Männer versuchten zu ihm zu gelangen, aber

eine durchsichtige Wand versperrte ihnen den Weg, die sie nicht durchdringen konnten. Das ‚Kind‘ trug eine Art knielanger Toga, die den Inspektor an die Abbildungen in seinem alten Lateinbuch erinnerte.

„Sieht aus, als hätte er sich das Genick gebrochen ...“ Der Inspektor hatte das Gefühl, als müsse er das unbehagliche Schweigen brechen.

Major Nore versuchte die Sache leichter zu sehen. „Möchte wetten, daß die Gebrüder Wright sich so etwas nicht hätten vorstellen können!“ Er lachte kurz und reichlich gezwungen auf. Dann sah er den Blick, den ihm der Inspektor zuwarf und wurde plötzlich wieder ernst.

„Damit wird sich die Regierung herumschlagen müssen ... Möchte wissen, wo das Ding herkommt.“

„Na, der kann’s uns nicht mehr sagen“, meinte der Inspektor mit einer entsprechenden Kopfbewegung. „Wir müssen die anderen finden ... Die scheinen es ja mit dem Entdecken mächtig eilig gehabt zu haben! Wie lange haben wir eigentlich bis hierher gebraucht?“

„Zehn Minuten“, gab der Major zurück. „Wahrscheinlich sogar weniger. Glauben Sie wirklich, daß da noch mehrere von denen im Wald herumlaufen?“

„Bestimmt – falls sie sich nicht in den Schränken versteckt haben“, gab der Inspektor zurück. „Ich glaube nicht, daß einer allein den Flug unternommen haben würde. Außerdem sind es schließlich auch vier Kojen ...“

Major Nore war völlig sprachlos. „Jedenfalls ist Ihre Jagd jetzt ganz schön verpatzt!“ bemerkte er schließlich etwas hilflos.

„Jetzt müssen wir eben vier anstatt nur einen suchen,

aber das dürfte auch nicht sehr viel schwieriger werden“, bemerkte der Inspektor.

Der Major dachte einen Augenblick darüber nach und sagte dann: „Eigentlich direkt beruhigend, daß ... daß sie so menschenähnlich aussehen.“

Draußen wurden Geräusche hörbar. Einer der Züge des Majors hatte die Rakete erreicht. Er kletterte sofort ins Freie und wurde sehr militärisch.

„Was soll denn das sein, Herr Major?“ Die Stimme des jungen Zugführers klang neugierig und aufgeregt.

„Später!“ schnauzte der Major. „Hören Sie, Carslake, ich befehle Ihnen, mit Ihren Männern dieses ... Objekt abzuriegeln. Niemand betritt es – verstanden?“

„Jawohl, Sir!“ Carslake schien enttäuscht zu sein.

„Inspektor Manning und ich werden uns jetzt etwas umsehen. Bleiben Sie auf Ihrem Posten, bis wir zurück sind ... Wenn Willows Zug hier auftaucht, dann sagen Sie ihm, daß er von hier aus weitersuchen soll – in immer weiteren Kreisen ... Sagen Sie ihm, daß er nach ein paar Kindern suchen soll – in altrömischen Kleidern – und natürlich auch Grandiman!“

Ein Wachtmeister kam atemlos auf den Inspektor zu. „Die Soldaten haben Grandiman gesehen, Sir. Aber er hat einen der Soldaten niedergeschlagen und ist wieder entkommen.“

„Wo ist das passiert?“ fragte der Inspektor schnell.

„Am Rand der großen Lichtung – zwei Kilometer von hier, Sir.“

„Wachtmeister, suchen Sie sich ein Telefon und benachrichtigen Sie den Polizeipräsidenten. Bitten Sie ihn in mei-

nem Auftrag, so schnell wie möglich hierherzukommen. Es ist dringend!“

„Jawohl, Sir.“ Der Wachtmeister trabte wieder weg.

Inspektor Manning sah den Major an. „Ich glaube, es ist besser, wenn wir uns allmählich in Bewegung setzen.“ Dann drehte er sich um und sah den großen Apparat hinter sich abschätzend an. „Ich möchte eigentlich ganz gern dabei sein, wenn die ersten von uns auf sie treffen.“

Der Major versuchte wieder einmal alles auf seine Weise zu sehen. „Gute Idee“, meinte er fröhlich. „Können wir später gut unseren Enkeln erzählen, was, Manning?“

„Wenn wir welche haben ...“, war die lakonische Antwort.

Ein Mann aus Willows Zug entdeckte sie zuerst. Major Nore und Inspektor Manning, die sich vorsichtig durch das dichte Unterholz weiterarbeiteten, hörten einen überraschten Ausruf. Dann kam ein Gefreiter auf einem schmalen Pfad durch die Tannen auf sie zugerannt.

„Ich hab sie gefunden, Sir“, rief er Major Nore zu. „Kommen Sie und sehen Sie sich's selbst an!“

Der Major, der mindestens ebenso aufgeregt war, sah über die Feinheiten hinweg, die die militärischen Vorschriften verlangt hätten. Es hätte allerdings auch nicht viel Sinn gehabt, es nicht zu tun, denn der Gefreite, ein ungeschlachter Bursche, hatte sich bereits umgedreht und rannte auf eine kleine Lichtung zu. Der Major ließ Würde Würde sein und rannte hinterher, während der Inspektor sich erst noch einmal die Geschehnisse der letzten halben Stunde durch den Kopf gehen ließ, bevor er den beiden folgte.

Major Nore und der Gefreite hatten bereits die Lage der

Ermordeten verändert. Als der Inspektor herangekommen war, bemerkte der Gefreite: „Ihre Köpfe sind eingeschlagen, Sir. Es sieht ganz danach aus, als ob Grandiman hier ganze Arbeit geleistet hätte.“

Der Major stand etwas verlegen auf. „Wollte nur mal sehen, wie sie wirklich aussehen ...“ Dann zuckte er mit den Schultern, als wollte er sich damit entschuldigen.

„Sie hätten sie liegen lassen sollen!“ Mannings Berufsbewußtsein gewann wieder die Oberhand.

„Brauchen nicht nach Spuren zu suchen, Manning! Alles beinahe sonnenklar. Die sind bestimmt erst einige Minuten tot, meine ich jedenfalls. Möchte wetten, daß uns Grandiman kommen hörte und daraufhin floh.“

„Meine Leute kommen von draußen und Ihre von innen“, überlegte der Inspektor laut. „Dann müßte er ja eigentlich bald gefangen sein – wenn es wirklich erst vor einigen Minuten war.“

Er sah nachdenklich auf die zerbrechlich wirkenden Gestalten. Inspektor Manning betrachtete sich keineswegs als ein Mann mit blühender Phantasie, aber es erschütterte ihn doch, wenn er sich vorstellte, wie die „Kinder“ Hand in Hand durch den Wald gingen, wie sie den ersten Erdbewohner trafen und bereits einen Augenblick später voller Schrecken erstarrten. Er dachte an ihre Reise, wie die silberne Rakete unzählige Kilometer zurückgelegt hatte, damit es zu diesem unglückseligen Treffen kommen konnte.

Der Inspektor sah auf die zerbrechlich wirkenden Körper herab. Wie, zum Teufel, konnten solche Leute eine Rakete erfunden und gesteuert haben? Jetzt würde er die Antwort nie erfahren.

Dann erinnerte sich Inspektor Manning mit einem Ruck wieder an seine Pflichten als Polizeibeamter. „Los, suchen wir lieber Grandiman, bevor der Kerl noch mehr Blödsinn macht!“ sagte er bissig. „Der verdammte Irre hat heute morgen schon genug angerichtet. Ich möchte wetten, daß sie ihn wieder ins Irrenhaus stecken und für vermindert zurechnungsfähig erklären!“

„Wird er nicht wegen Mordes vor Gericht gestellt werden?“ fragte der Major.

Der Inspektor warf noch einen Blick auf die Leichen. Das würde bestimmt noch ein Problem für die Juristen werden ...

Seine Überlegungen wurden durch einen weit entfernten Schrei unterbrochen, dann folgten rasche Schritte, und schließlich war alles wieder ruhig.

Major Nore und der Inspektor sahen sich an. Dann gab der Major schnell einen Befehl. „Martin, Sie bleiben hier und bewachen die Leichen, bis wir wieder zurück sind.“

„Jawohl, Sir.“ Das Gesicht des Soldaten zeigte keine Veränderung, aber seine Stimme zeigte, daß er sich unbehaglich fühlte.

„Und falls Grandiman hier auftauchen sollte“, fügte der Inspektor hinzu, „dann brauchen Sie nicht allzu zart mit ihm umzugehen. Schlagen Sie auf jeden Fall als erster zu – aber nicht zu fest!“

„Jawohl, Sir!“ Diesmal klang die Stimme des Gefreiten schon begeisterter.

Als sie in die Richtung liefen, aus der die Schritte zu hören gewesen waren, brach sich jemand nicht weit entfernt von ihnen laut einen Weg durch das Dickicht. Inspektor

Manning blieb stehen und hob einen Finger an die Lippen. Major Nore blieb ebenfalls stehen. Die anderen Schritte hatten ebenfalls aufgehört. Der Major entsicherte vorsichtshalber seine Dienstpistole.

Dann waren die Schritte wieder zu hören, und Leutnant Willow erschien auf der Bildfläche.

„Hätten beinahe ein Stück Blei abbekommen, Willow!“ meinte der Major ärgerlich, als er sah, daß es nur sein Leutnant und nicht Grandiman war, auf dessen Erscheinen er im stillen gehofft hatte.

„Tut mir leid, Sir“, antwortete Leutnant Willow.

„Dazu hätten Sie dann allerdings allen Grund gehabt“, meinte der Major grimmig.

„Haben Sie etwas von Grandiman gesehen?“ fragte Inspektor Manning.

„Oh, ja! Wir haben ihn, Sir! Ich wollte es Ihnen gerade berichten. Er wehrte sich allerdings ziemlich heftig und ist etwas lädiert.“

„Wer hat ihn erwischt?“ fragte Major Nore. „Und wer hat ihn verletzt?“

„Sergeant West, Sir. In beiden Fällen, Sir!“

„Ausgezeichnet!“

„Ich muß ihn jetzt übernehmen“, sagte der Inspektor und setzte sein offizielles Gesicht auf.

Grandiman wurde zu dem Polizeiwagen geschafft, der auf der Straße nach Falconford auf ihn wartete. Sein Gesicht war geschwollen, und auf der Stirn hatte er eine Platzwunde, aber er saß trotzdem ganz ruhig in der Ecke und knackte nur geräuschvoll die Haselnüsse, die er sich irgendwo im Wald gesammelt zu haben schien. Die Erei-

gnisse dieses Morgens waren für ihn nur noch eine nebelhafte und verschwommene Erinnerung.

Unterdessen war auch der Polizeipräsident, Sir Alan Lelerc, eingetroffen. Er sah sich den umgestürzten Streifenwagen an, warf einen Blick auf den immer noch bewußtlosen Funker und besichtigte mit Staunen die entlaubten Bäume. Dann wandte er sich an Inspektor Manning und wartete auf Erklärungen.

„Erzählen Sie mir lieber gleich das Schlimmste, Inspektor Manning. Ich habe schon Gerüchte über Geheimwaffen und weiß Gott was gehört ...“

„Sir, das Schlimmste an der Sache ist, daß hier anscheinend ein ... Raumschiff gelandet ist!“

„Eines von den unseren, nehme ich an?“ fragte Sir Alan mit einem behaglichen Lächeln.

Aber der Inspektor erklärte ihm kurz die Lage und führte ihn dann zu den Überresten. Danach hatte Sir Alan tagelang weder Lust noch Kraft, um noch zu lächeln.

Bis zehn Uhr war der Premierminister unterrichtet worden. Kurz vor zwölf Uhr erschien er zusammen mit dem Innenminister am Absturzort. Unterdessen war die Sache bereits bekannt geworden, und die Landpolizei kämpfte mit Strömen von Neugierigen und Journalisten, die den Wald zu überschwemmen drohten.

Die Zeitungen schlachteten die Geschichte aus, und einige bedeutende Männer – unter ihnen auch der Regierungschef – mußten lange Reden halten, um die Welt, insbesondere aber Großbritannien, davon zu überzeugen, daß eine Invasion aus dem Weltraum keinesfalls unmittelbar bevorstehe. Niemand glaubte allerdings so recht an diese

Beteuerungen – am wenigsten von allen der Premierminister ...

Dann begann sich die Aufregung allmählich zu legen – die Schlagzeilen wurden immer kleiner, die Rufe der Unglückspropheten wurden immer leiser, und die Erdkugel drehte sich nach wie vor ruhig um sich selbst und um die Sonne.

Sonst geschah nichts. Die Menschen hatten allmählich das beruhigende Gefühl, daß auch nichts passieren würde ... Bis zum nächstenmal.

Die einzelne Öllampe, die das Nebenzimmer des Gasthauses beleuchtete, erschien Sir Alan Leclerc nach vier doppelten Kognaks wie eine Art Symbol – Sicherheit in einer Welt von Schatten.

„Es war aber doch kein Traum, verdammt noch mal!“ sagte er mit schwerer Zunge.

„Nein, das war es ganz bestimmt nicht“, stimmte ihm Inspektor Manning zu. „Ich werde Ihnen sagen, Sir, was ich davon halte ... Ich finde, daß wir alle im ersten Akt eines Stückes mitgespielt haben, das keiner von uns kennt.“

Inspektor Manning, der Mann, der stolz darauf war, keine Phantasie zu besitzen, hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Er hatte nicht nur die Gefühle derer ausgedrückt, die an der Jagd teilgenommen hatten, sondern auch die aufgeregte Verwirrung, die einige Wochen lang die Welt in Atem gehalten hatte.

Major Nore unterbrach das Schweigen, das der Bemerkung des Inspektors gefolgt war und fragte: „Wie wird wohl der zweite Akt aussehen – und wann wird er beginnen?“

Sir Alan sah nachdenklich in das flackernde Kaminfeuer. „Morgen, Major Nore ... Oder übermorgen ... Oder nächstes Jahrhundert ... Oder in fünftausend Jahren ... Was wissen wir denn schließlich von den Zeitmaßen, nach denen sie leben ...?“

Der Inspektor sah den Polizeipräsidenten an. „Weil Sie gerade von ihnen sprechen, Sir – was hielten Sie von den Leichen?“

Sir Alan antwortete langsam: „Irgendwie erinnerten mich ihre unschuldigen Augen – Manning, es gibt kein anderes Wort dafür, als unschuldig – diese Augen erinnerten mich an die Schöpfung ...“

„Tut mir leid, aber ich kann da keinen Zusammenhang erkennen.“ Der Major fand, daß die Diskussion allmählich zu sehr ins Metaphysische abglitt.

„Denken Sie darüber nach, Major Nore.“ Der Polizeipräsident wandte sich wieder an den Inspektor. „Ich habe übrigens heute nachmittag mit Professor Ryles gesprochen, Manning. Er ist bereit, jede Summe zu wetten, daß diese seltsamen Kinder mindestens vierhundert Jahre alt waren.“

Der Inspektor dachte einen Augenblick lang darüber nach. Dann rief er sich das Bild ins Gedächtnis zurück, das sich ihm in dem Waldstück namens „Falkenjagd“ geboten hatte.

„Das mag stimmen, Sir“, sagte er schließlich und bewies dann größere Intelligenz, als er sich selbst bewußt war, indem er fortfuhr: „Aber niemals vierhundert von unseren Jahren ...“

Nur eine Tabaksdose (THE JAR OF LATAKIA)

Mallory nahm den Deckel der seltsamen Steingutdose ab und roch neugierig an ihrem Inhalt. Die Dose war ganz gewöhnliche Handelsware und glich eher einem Senftopf als einer Tabaksdose.

Im Augenblick enthielt sie aber Tabak – jedenfalls sah das Zeug, das ihren Boden bedeckte, wie uralter Tabak aus. Es roch danach und fühlte sich auch genauso an – wie Tabak, der schon ein paar Jahre aufbewahrt worden ist.

Da er ein begeisterter Pfeifenraucher war, der mehr als viele andere über Tabak wußte, befühlte Mallory die brüchigen Krümel und roch einen Augenblick daran.

„Latakia“, stellte er dann fest und wußte, daß er recht hatte.

In diesem Augenblick klopfte es an der Haustür. Mallory stellte die Dose wieder dorthin, wo er sie gefunden hatte, das heißt in das Backrohr des alten Küchenherdes, und vergaß sie prompt, als er seinen Besuch begrüßte.

John Mallory bewohnte das kleine Haus auf dem Land seit nunmehr vier Wochen. Die Tatsache, daß der vorherige Eigentümer, ein gewisser Colonel Harrys, sich an einem Apfelbaum im Garten aufgehängt hatte, hatte es ihm leichtgemacht, das Häuschen zu erwerben. Mallory hatte ein lächerlich niedriges Angebot gemacht, das prompt angenommen worden war.

Mallory begeisterte sich vor allem an der einsamen Lage des Hauses. Er wollte mit seiner Arbeit vorankommen, und

dazu brauchte er Einsamkeit. Das Leben in der Stadt hatte zwar auch manche Annehmlichkeiten zu bieten, aber leider auch zahlreiche Nachteile. Als erfolgreicher Künstler mußte man Leute einladen und wurde von anderen Leuten eingeladen. Man mußte von einer Party zur anderen gehen und sich dort mit Leuten abgeben, die einem gleichgültig waren.

In einer solchen Welt war John Mallory fehl am Platz. Schließlich war er schon fünfunddreißig, übrigens immer noch Junggeselle, und mußte endlich einmal wieder richtig arbeiten, bevor es zu spät war.

Eines der Schlafzimmer, das nach Norden hinausging, wurde in ein kleines Atelier verwandelt. Mallory bedauerte es niemals, daß er dem geselligen Leben der Stadt entflohen war. In seinem Häuschen wurde er nur von solchen Leuten gestört, die er brauchte – der Zeitungsfrau, dem Milchmann und dem Jungen des Dorfkrämers. Er lebte ganz allein und hatte Spaß daran.

Eines Morgens ging er nach dem Frühstück ins Atelier hinauf, um an einem schwierigen Bild weiterzumalen. Es stellte den Kopf und die Schultern einer Frau dar – einer Frau, die Mallory noch nie gesehen hatte. Er brauchte kein Modell, sondern malte nur nach den Eindrücken, die er aus flüchtigen, aber lange nachwirkenden Träumen erhielt.

An diesem Morgen hatte er sich vorgenommen, die Augen zu malen. Dreimal hatte er die Farbe bereits wieder von der Leinwand abgekratzt. Das Licht war gut, die Arbeitsbedingungen hervorragend, aber irgendwie waren die Farben immer schmutzig. Mallory sah seine Palette mit Abscheu an. Die Blautöne waren langweilig und tot, die

grünen breiig und undurchsichtig. Wie konnte er jemals hoffen, mit so ungenügenden Mitteln das durchsichtige und leuchtende Türkis zu erzielen, das er brauchte, um die leeren Äugen mit Leben zu füllen?

Er zog wütend an seiner Pfeife und konzentrierte sich auf dieses unlösbare Problem. Da bemerkte er, daß seine Pfeife ausgegangen war. Er murmelte einen Fluch, holte seinen Tabaksbeutel aus der Tasche und erinnerte sich zur gleichen Zeit daran, daß er seinen letzten Tabak nach dem Frühstück aufgeraucht hatte. Dann fluchte er ausgiebig und ging nach unten, um nachzusehen, ob er nicht doch noch zufällig eine Dose Tabak herumliegen hatte.

Nach fünf Minuten gab er die vergebliche Suche auf und fluchte weiter – diesmal allerdings ungerechterweise auf den Kramladen im Dorf, der drei Kilometer entfernt war.

Dann dachte Mallory plötzlich wieder an die Dose Latakia. Er ging in die Küche und holte sie aus dem alten Ofen. Dann nahm er den Deckel ab und betrachtete den Inhalt verächtlich.

„Reinstes Gift“, murmelte er vor sich hin. Dann beschloß er, sich eine Kanne voll Tee zu machen – als Gegengift sozusagen. Während er darauf wartete, daß das Wasser kochte, dachte er über dieses einzige Andenken nach, das Colonel Harrys in dem Haus hinterlassen hatte. Eigentlich merkwürdig, daß der Colonel, der doch ein durch und durch militärischer Typ gewesen war, auf so eine dramatische Art und Weise aus dem Leben geschieden sein sollte ...

„Wahrscheinlich hat er zuviel von diesem verdammten Tabak geraucht“, stellte er ohne Mitleid fest. Dann überlegte er sich aber doch, daß der Tabak wahrscheinlich schon

lange in der Dose im Herd gewesen war, bevor Colonel Harrys eingezogen war.

Als er wieder in seinem Atelier war, dachte Mallory nicht mehr an dergleichen seltsame Dinge, sondern beschäftigte sich mit der Leinwand. Ab und zu trank er einen Schluck Tee und begann dann geistesabwesend seine Pfeife zu stopfen.

Als die blauen Wolken aus seiner Pfeife das Atelier mit dem typischen Duft des Latakia füllten, hatte Mallory bereits einen Weg gefunden, der Erfolg versprach. Er begann schnell und schwungvoll zu arbeiten. Schon nach überraschend kurzer Zeit sahen ihn ein Paar blaugrüne leuchtende Augen von der Leinwand herunter an.

Das Mädchen saß in dem Sessel, als Mallory aufwachte.

Sein Herz schlug schneller, als er sich dazu zwang, auf die Leinwand zu sehen. Dort hatte sich nichts verändert. Aber im Sessel saß das Original, das Modell zu seinem Bild.

Mallory setzte sich in seinem Feldbett auf und holte tief Luft. Es dauerte noch einige Zeit, bevor ihm allmählich klar wurde, was eigentlich geschehen war. Warum war er auf dem Bett eingeschlafen? Und wieso saß das Mädchen jetzt leibhaftig vor ihm?

„In Gottes Namen, wer sind Sie?“ fragte Mallory schließlich mit leiser Stimme, die deutlich sein Unbehagen spüren ließ.

Während er das sagte, bemerkte er, daß seine Uhr um zwanzig nach elf stehengeblieben war, während die alte Wanduhr deutlich fünfundzwanzig nach elf zeigte – das hieß also, daß er entweder fünf Minuten oder vierundzwanzig Stunden geschlafen haben mußte ...

Ihre Altstimme wirkte wie ein Beruhigungsmittel auf seine überreizten Nerven.

„Es ist ganz natürlich, daß Sie sich unbehaglich fühlen“, sagte sie mit leiser Stimme. „Deshalb wollte ich auch, daß Sie langsam und allmählich aufwachen – um den Schock zu mildern ... Bitte, sehen Sie in meine Augen!“

Mallory tat es sofort und hatte das Gefühl, als ob er in einen tiefen, ruhigen Waldsee blicke. Dann hatte er keine Angst mehr und wartete auf ihre Erklärung.

Sie lächelte ihn an. „Jetzt fühlen Sie sich doch schon besser, nicht wahr?“

Er nickte. „Wer sind Sie?“ fragte er nochmals, aber diesmal ohne einen ängstlichen Ton in der Stimme.

„Bevor ich Ihnen das erkläre, möchte ich Sie um etwas bitten: Es wäre am besten, wenn Sie mich und alles, was damit zusammenhängt, als einen besonders lebhaften Traum ansehen würden. Ein Traum – und nicht mehr ... Können Sie sich vorstellen, daß Sie träumen?“

Er sah nochmals in ihre Augen.

„Wenn Sie es für notwendig erachten“, sagte er dann ruhig, „werde ich glauben, daß ich nur träume.“ Er zeigte auf die Leinwand. „Wie Sie sehen, hat mich Ihr Erscheinen aber nicht völlig überrascht, weil ich nicht ganz unvorbereitet war.“

Sie folgte seinem Blick und lächelte leicht. „Ich mußte Sie natürlich schon ein bißchen auf mich vorbereiten – wenigstens im Unterbewußtsein“, erklärte sie dann. „Ihr Unterbewußtsein war schon lange auf diese Möglichkeit vorbereitet, bevor Sie sie tatsächlich erleben konnten.“

Das Mädchen lachte amüsiert, als er sie skeptisch ansah.

„Sie wollen aber doch nicht bestreiten, daß zwischen Ursache und Wirkung ein gewisser Zusammenhang besteht?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich glaube aber trotzdem, daß es noch so etwas wie einen freien Willen gibt.“

Sie sah wie zufällig auf Mallorys Pfeife, die auf dem Boden lag. Er folgte ihrem Blick – und erinnerte sich wieder an den Latakia.

„Hatte der Tabak etwas damit zu tun?“ fragte er neugierig.

Das Mädchen lachte leicht. „Vielleicht“, antwortete sie.

Mallory hatte das Gefühl, als habe er sich lächerlich gemacht.

Dann wurde sie plötzlich sehr ernst. „Vor allem müssen Sie zuerst davon überzeugt sein, daß es verschiedene Zeiten sind, in denen wir leben.“ Sie machte eine Pause und beobachtete die Wirkung ihrer Worte.

Er brauchte einige Sekunden, um sich von seiner Überraschung zu erholen. „Wollen Sie damit sagen, daß Sie in die Vergangenheit gehören?“

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick lang erstaunt an. „Nein, Mr. Mallory“, antwortete sie dann und lächelte wieder, „aber ich fürchte, daß Sie dorthin gehören ...“ Sie sah ihn ernst an und fügte hinzu: „Ich weiß nämlich zufällig, daß Sie schon vor hundert Jahren gestorben sind!“

Mallory wußte, daß sie recht hatte, nachdem er einen Blick aus dem Fenster geworfen hatte.

Bis zwanzig Minuten nach elf Uhr – das heißt bis zu dem Zeitpunkt, an dem er eingeschlafen war – hatte er von seinem Atelier aus einen weiten Blick auf Wiesen und Wälder gehabt. Jetzt sah er einen riesigen Flugplatz, und in

der Ferne erhoben sich glänzende Halbkugeln – die Flugzeughangars, wie ihm das Mädchen sagte. Mallory glaubte ihr alles, besonders als ein riesiges Flugzeug beängstigt leise über dem Haus erschien und beinahe lautlos landete.

Auf seiner Stirn stand der Schweiß in dicken Tropfen, aber seine Hände waren trotzdem eiskalt. Er wollte, er mußte weiterreden – um sich selbst zu beweisen, daß er überhaupt noch existierte. Das Mädchen neben ihm sah ihn neugierig und mitleidig an.

„Das ist doch alles Unsinn!“ rief er aus. „Das kann doch nicht wahr sein! Es muß eine Art Fata Morgana sein. Ich ... ich ...“

„Es ist wahr“, stellte sie fest. „Ich gebe allerdings zu, daß es für Sie wie Unsinn erscheinen muß. Es liegt außerhalb der Dinge, die Sie sich vorstellen können – genauso wie Ihre Welt außerhalb meines Vorstellungsvermögens liegt.“

„Hören Sie“, sagte Mallory grob, „wie, zum Teufel, kommen Sie eigentlich in diesen Alptraum hinein?“

Das Mädchen sah ihm gerade in die Augen und versuchte ihn zu beruhigen. „Ich habe Ihnen doch schon alles erzählt“, sagte sie geduldig. „Ich bin das, was Sie wahrscheinlich einen Psychiater nennen würden. Ich habe die Aufgabe übernommen, gewisse Erscheinungen zu untersuchen, die man zu Ihrer Zeit als Halluzinationen abgetan hätte.“

„Und ich“, stellte Mallory fest, „habe die Ehre und das Vergnügen, Ihr Versuchskaninchen sein zu dürfen.“

„Genau. Wir haben Grund zu der Annahme, daß die Zeit oder die Geschichte oder die Erfahrung in diesem Haus an

einigen seltsamen Dingen schuld ist. Nennen Sie diese Kraft, wie Sie wollen – jedenfalls hat sie sich darin geübert, daß das Haus gemieden wurde, weil es darin angeblich spukte.“ Sie lächelte plötzlich. „Ich muß Ihnen allerdings verraten, daß ich der Meinung bin, daß Sie ein sehr interessanter und durchaus menschlicher Geist sind!“

Mallory ließ sich durch ihren scherzhaften Tonfall nicht täuschen. „Es hat also auch noch andere Gespenster gegeben?“ fragte er rasch.

Sie nickte. „Mindestens eines. Vielleicht auch mehrere. Wissen Sie, wir haben erst kurz vor der Ankunft unseres letzten Besuchers erkannt, was eigentlich dahinterstecken mußte ...“

Mallory versuchte zu raten. „Colonel Harrys?“

„Haben Sie ihn gekannt?“ fragte das Mädchen schnell.

Mallory lachte bitter. „Er hat sich aufgehängt. Deshalb konnte ich das Haus billig kaufen.“

„Wir wissen alles über seinen Tod“, sagte sie traurig. „Der arme Kerl war dem Schock nicht gewachsen. Sie scheinen sich besser daran gewöhnen zu können.“

„Diese Bemerkung zeigt deutlich, daß die Psychologie heute noch nicht viel weitergekommen ist“, stellte er trocken fest.

„Das kann sein. Aber die Telepathie schon. Sie müssen immer daran denken, Mr. Mallory, daß ich Ihre Gedanken lesen kann – es sei denn, Sie wollten es nicht und legten Wert darauf, daß ich es nicht tue.“

Mallory starrte sie wortlos an. Dann lächelte er.

„Es hat wenig Sinn, wenn Sie versuchen wollen, mir einen Schock zu versetzen. Es ist völlig normal, daß Sie in

mir in erster Linie eine Frau sehen ...“, sagte sie mit lächelnder Miene. „Ich nehme das Kompliment dankend an – in dem Sinn, den Sie eigentlich meinten.“

Er sah das Funkeln in ihren Augen und fand sie plötzlich noch viel sympathischer. „Die Menschen in dieser neuen Welt sind anscheinend ziemlich großzügig“, bemerkte er dann.

„Das müssen sie auch sein“, sagte das Mädchen gleichmütig.

Die Uhr stand immer noch auf elf Uhr zwanzig, das Porträt stand immer noch auf der Staffelei; draußen erstreckte sich immer noch der Flughafen, und das Mädchen war noch nicht verschwunden.

Mallory hatte sich soweit von seinem ersten Schock erholt, daß er sich an seine Pflichten als Gastgeber erinnert und dem Mädchen eine Tasse Tee angeboten hatte. Der Tee in der Kanne war immer noch sehr heiß, und als er in die Küche ging, um eine zweite Tasse zu holen, fiel ihm auf, daß das Wasser im Kessel immer noch dampfte, obwohl er doch das Gas ausgedreht hatte, bevor er nach oben in sein Atelier gegangen war.

Dann saß er dem Mädchen gegenüber und sah zu, wie sie Tee trank. Er war enttäuscht. Nichts geschah.

„Sagen Sie mir“, sagte er dann plötzlich, „bin ich selbst gefallen – oder hat mir jemand einen Stoß gegeben?“

Das Mädchen sah ihn nachdenklich an. „Ich würde sagen, daß Sie sich selbst einen Stoß gegeben haben, Mr. Mallory. Wir – ich meine die Menschen, die jetzt, beziehungsweise in Ihrer Zukunft, leben – haben jedenfalls nichts damit zu tun, falls Sie das glauben ...“

Mallory schwieg einen Augenblick. „Ich nehme an, daß Colonel Harrys auch Pfeifenraucher war?“

Das Mädchen blickte überrascht drein. „Hat denn das irgendeine besondere Bedeutung in dem Zusammenhang?“ Dann fügte sie hinzu: „Ach so, Sie denken an eine Tabaksorte, die Sie beide geraucht haben.“

Mallory lachte. „Eine Dose Latakia. Nur ein paar harmlose Krümel Latakia. Eine Steingutdose, die jemand aus Versehen in einem Herd hatte stehen lassen ... Ihr Leute aus der Zukunft scheint doch ganz gut im Rätselraten zu sein – was halten Sie davon?“

„Sie möchten, daß ich Ihnen erzähle, daß ich das auch sehr seltsam finde“, antwortete sie leise. „Sie möchten von mir hören, daß der Tabak daran schuld ist, daß Sie sich jetzt im Jahre 2064 befinden. Ich weiß es aber nicht – und Sie vermuten es auch nur.“

„Oh, nein!“ rief Mallory aus. „Ich weiß es sogar ganz genau! Es ist doch ein schönes Gefühl, wenn man merkt, daß die Leute immer noch nicht allwissend geworden sind ... Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio, als sich deine Telepathie träumen läßt!“ Er lachte über sein verballhorntes Zitat, lachte lauter und lauter.

Sie schlug ihm ins Gesicht. Er hörte plötzlich auf zu lachen und starrte aus dem Fenster. „Danke“, sagte er schließlich mit unsicherer Stimme. „Es tut mir sehr leid.“

„Sie hatten zu malen begonnen, bevor Sie den Latakia geraucht hatten“, sagte sie scharf. „Wieso haben Sie dann mich gemalt?“

„Es war in einem Traum“, murmelte Mallory tonlos. „Es war in einem Traum, und die Augen eines unbekanntem

Mädchens begannen mich zu verfolgen. Jetzt habe ich Sie getroffen, und alles hat sich verändert. Man kann die Zukunft nicht lieben – man kann sich vor ihr nur fürchten, sehr fürchten. Oder verrückt werden ... Wann bin ich gestorben?“

Einen Augenblick lang war sie überrascht. „Am Ende Ihres Lebens“, sagte sie dann sanft. „So sterben wir doch alle – am Ende unseres Weges.“

„Das Jahr!“ drängte Mallory. „In welchem Jahr? Sie haben doch behauptet, Sie wüßten es!“

„Ich weiß es, aber es hat keinen Sinn, wenn ich es Ihnen sage. Außerdem weiß ich gar nicht, in welchem Jahr Sie Ihre Welt verlassen haben.“

„Neunzehnhundertvierundsechzig“, antwortete er. „In welchem Jahr bin ich gestorben?“

Das Mädchen sah ihn nicht an. Zum erstenmal schien sie ihrer Sache nicht mehr ganz sicher zu sein. „Neunzehnhundertachtzig“, sagte sie dann zögernd. „Ich sollte es Ihnen eigentlich nicht erzählen – und Sie hätten mich nicht fragen dürfen!“

„Lügnerin“, gab Mallory zurück. „Es ist immerhin ein Trost, daß die Frauen noch immer nicht besser zu lügen gelernt haben. Sie hätten vielleicht Harrys hereinlegen können, aber nicht mich – ich habe Ihre Augen gemalt ...“

„Und was haben Sie darin gesehen?“

„Die Wahrheit.“

„Was ist die Wahrheit?“

„Fragen Sie doch den nächsten Polizisten!“ neckte er sie.

„Es ist Zeit, daß Sie zurückkehren“, mahnte sie.

Mallory zeigte auf die Uhr. „Ich habe die Zeit abge-

schafft. Die Zeit wird stillstehen, bis ich es zulasse, daß sie sich wieder bewegt.“

„Es ist gefährlich, hierzubleiben ...“

„Ich fürchte mich nicht davor“, prahlte er. „Ich habe die Zeit besiegt, um die Frau zu finden, die ich suchte – und dann soll ich zurück? Sie hätten einen heimatlosen Geist wie mich nie in Versuchung führen dürfen, meine Liebe!“

Er konnte nicht mehr sehr gut sehen, aber ihre Augen konnte er immer noch erkennen. In ihnen las er, daß er mit seinen letzten Worten recht gehabt hatte. Aber jetzt war es schon zu spät.

„Wie heißt du?“ fragte er und schwankte wie ein Betrunkener, während er aufrecht zu stehen versuchte. „Was für einen Namen soll ich ausrufen, wenn die Sterne dunkel werden? Wessen Bild soll ich in diesem leeren Raum ansehen?“

Dann verschwand der Raum vor seinen Augen. Er konnte sie nicht mehr erkennen, aber als sie ihm antwortete, war ihre Stimme ganz nah.

„Ich bin Ann“, flüsterte sie, „und du bist John. Weißt du nicht, daß wir nicht zusammenbleiben können, weil wir in verschiedenen Zeiten leben? Du mußt zurück! Du mußt in deine Welt zurückkehren!“

„Ann, wo bist du? Ich kann dich nicht mehr erkennen! Gib mir deine Hand!“

Sie reichte ihm ihre Hand und wollte ihn zu seinem Bett führen. Aber sie kam nicht dazu, denn er umarmte sie mit überraschender Kraft und hielt sie umschlungen.

Die Dunkelheit glich einem Strudel, aber langsam glätteten sich die Wasser und wurden wieder ruhig.

Der Hammer schlug wieder und wieder zu. Mallory erwachte und hob langsam den Kopf. Dann öffnete er die Augen und versuchte herauszubekommen, wo der Hammer war. Die Zeiger der Uhr zeigten auf elf Uhr zwanzig. Die Hammerschläge wurden zu einem gleichmäßigen leisen Ticken.

Mallory sah sich verwirrt und ängstlich um, weil er fürchtete, daß sich das Zimmer wieder in einen anderen zeitlosen Traum auflösen würde. Aber das Atelier behielt seine Form und veränderte sich nicht. Der einzige Beweis dafür, daß er nicht nur geträumt hatte, war die zweite Tasse, die auf dem kleinen Tisch am Fenster stand.

Die Tasse war noch warm – trug immer noch geringe Spuren von Lippenstift.

Er hörte das Echo einer Stimme – der schönen Altstimme, die hundert Jahre von ihm entfernt war: „Ich bin Ann und du bist John. Weißt du nicht, daß wir nicht zusammenbleiben können, weil wir in verschiedenen Zeiten leben? Du mußt zurück ...“

„Verdammt noch mal!“ rief er verzweifelt. „Zurück in dieses Irrenhaus!“

Plötzlich fiel sein Blick auf die Leinwand. Die blaugrünen, leuchtenden Augen starrten ins Leere. Die Lippen waren geschlossen, er wußte, daß er sie nie wieder sprechen hören würde – es sei denn ...

Mallory lief aus dem Atelier, weil er Angst hatte, daß er das Bild beschädigen würde, wenn er versuchte, es zum Leben zurückzubringen – und es war doch alles, was von seinem Traum übriggeblieben war ...

In der Küche hielt er die Dose mit Latakia in seinen zit-

ternden Fingern. Er öffnete sie und sah, daß sie noch etwa drei Pfeifen enthielt. Zuerst wollte er sie aus dem Fenster werfen, aber dann überlegte er es sich anders und beschloß, die Dose gut aufzubewahren – bis er sich wieder einmal stark genug fühlte, um sich nochmals in die Zukunft zu begeben – in die Verrücktheit.

Mallory schüttelte sich und stellte den Tabak wieder in das alte Versteck zurück. Auf seiner Stirn perlte der Schweiß, denn er wußte jetzt, daß er sich nicht mehr frei entscheiden konnte – und daß er das Atelier nie wieder betreten konnte.

Zwei Tage später – nach achtundvierzig Stunden ohne Schlaf – kam er zu dem Entschluß, der auf einmal als der einzig vernünftige erschien. Nachdem er ihn getroffen hatte, fühlte sich Mallory seltsam befreit und ohne Sorgen.

Jetzt hatte er nur noch ein paar Briefe zu schreiben. Als er damit fertig war, machte er sich auf die Suche nach einem längeren Stück Gartenschlauch, das er irgendwo herumliegen gesehen hatte. Nachdem er es gefunden hatte, machte er sich auf den Weg zu seiner Garage und schob es dort über den Auspuff seines Autos. Während er damit beschäftigt war, lächelte er grimmig vor sich hin, weil er wußte, daß Colonel Harrys für seine Handlungsweise Verständnis gehabt hätte.

Der Arzt, der den Totenschein auszustellen hatte, würde sich zweifellos über die seltsame Tatsache wundern, daß ein Mensch Selbstmord verübt hatte, während er ruhig seine Pfeife rauchte.

Das Haus hatte nun schon einige Zeit leergestanden, aber der Ruf, den es jetzt hatte, war zu bekannt, und die

Testamentsvollstrecker konnten es nicht einmal zu einem geradezu lächerlich niedrigen Preis verkaufen oder wenigstens vermieten.

Kauflustige Leute verbrachten Stunden in dem Haus und versuchten herauszubekommen, warum ein so hübscher Besitz auf dem Land zu einem solchen Spottpreis verkauft werden sollte. Der Makler war natürlich mit seinen Auskünften sehr zurückhaltend, aber trotzdem wurden die Käufer mißtrauisch. Gelegentliche Mieter hörten in jedem Gasthaus des Dorfes solche Schauergeschichten über das Haus und das Ende zweier seiner Bewohner, daß sie es vorzogen, gar nicht erst einzuziehen.

Die biedereren Farmer warnten jeden Fremden gutmütig vor dem, was er vorhatte und machten ihn darauf aufmerksam, daß es schließlich seine Haut sei, die er da riskiere. Immerhin dauerte es über zwei Jahre, bevor jemand dazu bereit war.

Es war ein junger Mann Anfang dreißig, ein nicht übermäßig begüterter Schriftsteller, der auf der Suche nach einer einsam gelegenen Bleibe war. Ein netter junger Mann, intelligent, skeptisch und wohlgezogen.

Eines Morgens bahnte er sich seinen Weg durch das hohe Gras, das auf dem Weg zum Haus wuchs und öffnete die Haustür mit dem Schlüssel, den er von dem Makler bekommen hatte. Das alte Haus sah bei Sonnenschein besonders freundlich aus. Es war erst vor wenigen Tagen gründlich gereinigt worden – vom Dachboden bis zum Keller blitzte alles geradezu. Sogar der alte Küchenherd sah wieder ganz brauchbar aus.

Der junge Mann wußte noch nichts von den Tabakkrü-

meln, die in dem alten Herd in einer Steingutdose versteckt waren. Er besichtigte das Haus mit wachsender Zufriedenheit und wußte plötzlich, daß er nur hier sein Buch fertig-schreiben konnte.

Das geschah an einem schönen warmen Sommertag, an dem man gar keine trübseligen Gedanken haben konnte. Seltsamerweise war der neue Besitzer des Häuschens ebenfalls überzeugter Pfeifenraucher ...

Der Weg zur Erleuchtung (THE ENLIGHTENED ONES)

Lukas warf einen raschen Blick auf die beleuchteten Instrumente vor sich. Die Geschwindigkeit betrug gleichbleibend dreißigtausend Kilometer pro Stunde, während die Höhe dreihundertfünfzig eingehalten wurde. Unter ihnen – es war schön, wenn man endlich wieder einmal das Wort ‚unter‘ benutzen konnte – rotierte majestätisch der Planet Fomalhaut III, während seine Landmassen rotgolden aufleuchteten.

Die Rakete *Henri Poincare* war also in ihre Kreisbahn um den Planeten eingeschwenkt, das heißt, daß sie eigentlich den schwierigsten Teil ihres Fluges hinter sich hatte, denn der Übergang vom Sternenflug in die Kreisbahn war immer noch ein schwieriges Manöver, an dem schon stärkere Raumschiffe gescheitert waren. Deshalb sah Captain Lukas auch so befriedigt auf die Oberfläche des Planeten hinunter, auf dem sich goldfarbene Kontinente und emeraldgrüne Ozeane abwechselten.

„Kreisbahnmanöver beendet“, sagte er. „O. A. abstellen!“

Duluth, der Maschineningenieur, der vor dem Pult stand, von dem aus die Maschinen bedient wurden, beugte sich nach vorn und drückte auf einen Knopf. Dann sah er zu, wie die rote Nadel auf Null fiel, während die Lämpchen erloschen. Er stand auf und gähnte.

„Orbitantrieb abgestellt“, sagte er schläfrig. „So, und jetzt werde ich erst einmal etwas Schlaf nachholen. Weißt du, wie lange wir jetzt wach sind, Captain?“

Lukas sah vom Beobachtungsschirm weg und grinste. „Was ist denn mit dir los, Joe? Ich glaube, du wirst allmählich alt.“

Duluth reckte sich und gähnte noch mehr. „Falls du es noch nicht gemerkt haben solltest: Wir sind jetzt mehr als zwei Tage ununterbrochen auf dem Posten. Man wird eben einfach ein bißchen müde, wenn man fast sechzig Stunden lang nicht mehr geschlafen hat.“

Lukas sah ihn aus rotumränderten Augen an. „Mach dir keine Sorgen – mir geht’s genauso!“

In diesem Augenblick hörten sie Schritte, die von unten heraufkamen. Einige Sekunden später streckte Alsdorf, der Geophysiker der Expedition, seinen Kopf durch die Luke. Er sah munter aus, er schien vor Energie geradezu zu bersten, aber schließlich hatte er auch nicht während der Kreisbahnmanöver auf Posten bleiben müssen.

„Ihr zwei seht aus wie der Tod auf Rädern“, sagte Alsdorf lachend. „Kommt ‘runter in die Messe. Tony macht gerade Sandwiches zurecht, und das Coca Cola steht auch schon auf dem Tisch.“

„Zum Teufel mit euren belegten Broten“, sagte Duluth. „Ich möchte bloß schlafen!“

Alsdorf grinste. „Zuerst ein Cola, dann ein Beruhigungsmittel. Ihr werdet eines gebrauchen können, nach all den Wachhaltetabletten, die ihr in letzter Zeit gegessen habt.“

„Na, jedenfalls sind wir erst einmal hier, Kurt“, sagte Lukas. „Jetzt kannst du wieder etwas für dein Geld tun. Von hier ab bin ich wieder nur Zuschauer.“

Die Lautsprecheranlage knackte. „Was ist eigentlich mit euch los?“ fragte eine ärgerliche Stimme. „Ich habe hier

etliche Flaschen von meinem kostbaren Zeug aufgemacht und ihr kommt nicht. Soll ich es selber trinken?“

„Versuch’s doch“, grunzte Duluth. „Schon gut. Wir kommen, Tony.“

In der Messe wurden sie bereits von Tony Chirico, dem italienischen Biochemiker, erwartet, der eigentlich wie ein Friseur aussah.

„Na, dann hast du es ja wieder einmal geschafft, Mike“, begrüßte er Lukas. „Eigentlich sollte einer eine Rede darüber halten. Nimm dir ein Sandwich.“

„Was ist da eigentlich drauf?“ fragte Duluth mißtrauisch.

„Huhn, wie immer“, antwortete Chirico.

Captain Lukas setzte sich und trank sein Coca Cola. Er sah zu dem Fernsehschirm hinüber, auf dem sich gerade die dunkle Seite von Fomalhaut III zeigte.

„Wir sind schon eine schöne Versammlung von Helden“, bemerkte er schließlich. „Außerdem scheinen wir etwa soviel Phantasie wie eine Wanze zu besitzen. Wir durchstoßen den Raum, entdecken ein Planetensystem, das vor uns noch keiner gesehen hat – und was tun wir dann? Wir sitzen auf unseren vier Buchstaben, trinken Coca Cola und meckern über das Essen – obwohl dieser Planet groß genug ist, um eine Zivilisation zu beherbergen, die unsere weit in den Schatten stellt.“

„Ein jungfräulicher Planet“, sagte Alsdorf mit einem Glitzern in den Augen. „Die Trans-Solar wird hier eine Niederlassung gründen – mit einem gewissen Kurt Alsdorf als Direktor ...“

„Ach was“, murmelte Duluth und lümmelte sich über den Tisch. „Du spinnst ja!“

„Glaubst du, daß dort unten intelligente Lebewesen sind?“ fragte Lukas.

Alsdorf zündete sich eine Zigarette an. „Du mußt die Tatsachen nüchtern betrachten, Mike. In den letzten zwei Jahrzehnten sind siebzehn neue Planeten entdeckt worden. Die höchste Stufe, die eines ihrer Lebewesen erreichte, war die eines wolfsähnlichen Tieres auf Procyon V. Man konnte ihm beibringen, daß es einen weggeworfenen Stock wiederholen sollte, aber das war auch schon alles.“

Lukas nahm einen großen Schluck Cola. „Eines Tages wird es aber doch soweit sein.“

Chirico lachte. „Sicher, alles kann eines Tages geschehen. Gib einem Affen eine Schreibmaschine und genügend Zeit, dann wird er eines Tages bessere Theaterstücke als Shakespeare schreiben!“

Lukas zuckte mit den Schultern. „Vor hundert Jahren dachten die Menschen noch, daß die Erde einzigartig wäre. Heutzutage denken sie wenigstens nur noch, daß die menschliche Rasse einzigartig ist. Ich hoffe nur, daß ich den Tag noch erlebe, an dem ihr Schlaumeier eure größte Überraschung erlebt!“

Alsdorf gab Duluth einen Rippenstoß und erhielt ein Schnarchen als einzige Antwort. „Joe ist nicht mehr ganz da. Du auch nicht, Mike. Ihr solltet wirklich ins Bett gehen. Wir können euch nur in wachem Zustand gebrauchen, wenn wir landen und Supermänner suchen ...“ Er lachte herzlich.

„Viel Vergnügen“, grinste Lukas. „Jetzt könnt ihr mal zur Abwechslung zwei Nächte lang nicht mehr schlafen, wenn es euch Spaß macht. Wie lange dauert es, bis du einen Landeplatz gefunden hast?“

Der Geophysiker sah geistesabwesend durch die Steuerbordluke. „Neun Zehntel Wasser“, murmelte er, beinahe zu sich selbst. „Eine gründliche Überprüfung und Vermessung der Landflächen würde vermutlich etwa vier Tage dauern, aber ich glaube, daß wir vielleicht schon in zwanzig Stunden einen geeigneten Landeplatz gefunden haben werden.“

Captain Lukas stand auf und packte Duluth am Kragen. „Hilf mir mal mit der Leiche hier, Tony.“ Er wandte sich an Alsdorf. „Nur kein überflüssiges Mitleid mit mir, Kurt! Weck mich auf jeden Fall auf, wenn irgend etwas auftaucht, dem ihr allein nicht gewachsen seid.“

Drei Minuten später hatten sie Duluth in seine Koje gepackt und Lukas saß auf seiner eigenen. Seltsamerweise war er jetzt überhaupt nicht mehr müde, sondern holte sich aus dem Fach über dem Kopf ein Buch und eine Packung Zigaretten.

Chirico sah ihm überrascht zu. „Jetzt bist du schon so lange wach, Mike, und willst immer noch lesen? Du bist wohl nicht mehr ganz in Ordnung? Warum nimmst du nicht einfach so eine hübsche kleine Tablette?“

„Hau ab, du verhinderte Kinderschwester! Ich entspanne mich nur. Ich werde dann schon von selbst einschlafen.“

Der Italiener tippte sich leicht mit dem Zeigefinger an die Stirn und ging in die Messe zurück. Dort fand er Alsdorf, der einen Rechenschieber in der Hand hatte und einen Zettel mit langen Zahlenkolonnen bedeckte, deren Ergebnisse er in eine grobe Umrißskizze der Kontinente von Fomalhaut III eintrug.

„Allmählich glaube ich doch, daß Mike es mit dem

Buddhismus ernst meint“, sagte der Italiener beiläufig, als er sich ein anderes Sandwich genommen hatte.

Alsdorf sah auf und zog eine Augenbraue in die Höhe. Chirico biß ein großes Stück ab und fuhr dann fort: „Jetzt ist er immerhin schon vierundsechzig Stunden ununterbrochen wach, aber trotzdem sitzt er in seiner Koje und liest ‚Die Straße zum Nirwana‘. Meiner Meinung nach ist er schon halbwegs dort ...“

Alsdorf lächelte überheblich. „Übermüdung, Tony. Aber andererseits habe ich festgestellt, daß fast alle Raumpiloten sich früher oder später eine Art Religion suchen und sich intensiv damit beschäftigen. Jedenfalls ist das ein praktisches Sicherheitsventil für etwaige Befürchtungen und Ängste.“

Tony dachte einen Augenblick nach. „Wenn ich es recht betrachte, dann bin ich eigentlich katholisch“, sagte er schließlich. „Im Grunde genommen brauchen wir alle etwas, woran wir uns festhalten können.“

Alsdorf nahm seinen Rechenschieber wieder auf. „Nicht alle, Tony. Ich halte es mit denen, die alles logisch sehen – das Universum ist schließlich nichts anderes als ein Uhrwerk – jede Ursache hat ihre Wirkung. Offen gesagt, verstehe ich nicht ganz, wie ihr euren Glauben mit eurer wissenschaftlichen Arbeit in Einklang bringt! Du und Mike, ihr müßt eigentlich direkt ein bißchen schizophren sein, um das zu tun.“

Chirico lächelte. „Du bist eine Rechenmaschine, Kurt. Rechenmaschinen kommen nicht in den Himmel.“

Der Geophysiker stand auf. „Im Augenblick bin ich nur daran interessiert, auf das Navigationsdeck zu kommen. Du

auch, du abergläubischer Wilder! Wir haben einen Haufen Arbeit. Je eher wir damit fertig sind, desto eher steigen wir wieder ein bißchen in der Rangordnung der Trans-Solar.“

Chirico fragte plötzlich: „Kurt, was erwartest du eigentlich von deinem Leben?“

„Macht“, gab Alsdorf ruhig zu. „Und du?“

„Ich weiß es nicht. Ich denke immer noch darüber nach. Vielleicht will ich nur einen Fingerzeig, einen Wink, der mir sagt, wohin ich gehen muß, um etwas zu vollbringen, was wert ist, getan zu werden.“

„Du willst Macht“, sagte Alsdorf überzeugt. „Schließlich will das jeder! Erst dieser Drang hat die Menschheit zu dem gebracht, was sie heute erreicht hat.“

Der Italiener grinste über das ganze Gesicht. „Na schön, Mephisto, dann wollen wir sehen, daß wir bald einen Landeplatz erreichen!“

Als sie durch den schmalen Gang schritten, der das Wohndeck von dem Navigationsdeck trennte, klapperten ihre Magnetschuhe unheimlich durch das völlig ruhige Raumschiff.

Die Untersuchung der Verhältnisse, die auf Fomalhaut III herrschten, ging mit beinahe atemberaubender Geschwindigkeit und äußerster Präzision vor sich. Die Sichtverhältnisse waren ausgezeichnet, und zu Alsdorfs größtem Erstaunen versagte diesmal kein einziges der Meßgeräte in dem Moment, in dem es am meisten gebraucht wurde, wie er das von früher gewohnt war.

Kurz nach vierzehn Uhr sah Chirico von seinen Tabellen auf und bemerkte bewundernd: „Verdammt, das ist ja idealer als die Erde!“

Sogar der leidenschaftslose Alsdorf konnte sich nicht mehr zurückhalten. „Tony, so ideal war es bis jetzt noch nie: Fast dasselbe Klima wie auf der Erde, die Zusammensetzung der Atmosphäre beinahe gleich, sechzig Prozent der Landmassen bebaubar ... Unter diesen Bedingungen könnte man direkt ...“

„Wenn ich euch einen guten Rat geben darf, dann versucht erst einmal herauszubekommen, ob in diesem Paradies nicht schon andere hocken.“

Die beiden drehten sich um und sahen, daß Lukas unbemerkt hereingekommen war.

Alsdorf grinste verlegen. „Tag, Mike. Denkst du immer noch an deine Supermänner?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Wenn es nach Recht und Gesetz zugeht, dann müßtest du eigentlich immer noch halb bewußtlos in deiner Koje liegen“, bemerkte Chirico.

Lukas ging zu dem Kartenständer und betrachtete die Ergebnisse ihrer Arbeit. „Komisch“, sagte er trocken, „sieht genauso aus wie die Erde, bevor wir sie mit Wasserstoffbomben verbessert hatten. Jetzt müssen wir hier noch einmal von vorn anfangen ...“

Alsdorf hielt ihm ein großes Foto unter die Nase. „So sieht der Landeplatz aus dreitausend Meter Höhe aus. Was hältst du davon?“

„Sieht ganz gut aus.“

„Fomalhaut III bietet wirklich eine Menge, Mike“, sagte Chirico begeistert. „Sieh doch mal selbst durch das Fernrohr!“

„Das überlasse ich gern euch. Ich muß noch ein paar Be-

rechnungen machen, damit wir heil dort unten ankommen ... Wann kann ich deine endgültigen Berechnungen haben, Kurt?“

Der Geophysiker legte das Foto auf den Tisch und sah den Captain abschätzend an. „Was ist denn auf einmal mit dir los, Mike? Fällt dir das ganze Unternehmen auf die Nerven? Ich glaube, du könntest eine kleine Aufmunterung vertragen!“

„Könnten wir das nicht alle?“ Lukas sah mürrisch auf die Karte. „Ich, du, überhaupt die ganze Menschheit. Wir brauchen wieder neue Werte, neue Horizonte. Damals, als es schon einmal soweit war, wirkte die Raumfahrt wie eine Aufmunterungsspritze. Aber bis jetzt haben wir eigentlich noch nichts erreicht. Wir haben siebzehn neue Planeten entdeckt und nichts dazugelernt. Wir nehmen uns einfach, was wir wollen und rasen dann zum nächsten Paradies weiter.“

„Einen Trost gibt es wenigstens“, sagte Alsdorf ironisch. „Bis jetzt sind wir noch nie auf intelligente Lebewesen gestoßen, die an unserer Lebensweise Anstoß hätten nehmen können.“

„Nein“, antwortete Lukas nüchtern, „bis jetzt noch nicht – aber wenn es erst einmal soweit ist, dann Gnade ihnen Gott!“

Alsdorf kletterte in die Beobachtungskuppel und begann an dem Spiegelteleskop herumzudrehen. „Ich hoffe, daß ich in etwa sechs Stunden mit den Berechnungen fertig sein werde, Mike. Vielleicht kannst du dich dann lange genug von deinen edlen Gedanken losreißen, um die Landung vorzubereiten?“

„Arbeitet nur schön weiter“, sagte Lukas. „Ich werde jetzt erst einmal Duluth aus der Koje zerren und ihn die Bremsraketen prüfen lassen.“ Er verschwand durch den Niedergang.

„Glaubst du, daß Mike nicht mehr ganz richtig im Kopf ist?“ fragte Chirico nachdenklich.

Alsdorf kauerte sich vor das Fernrohr. „Noch nicht. Er hat nur Anfälle von Gewissensbissen. Du weißt ja, daß die meisten Raumpiloten so etwas schon viel früher bekommen.“

Der Italiener nickte zustimmend mit dem Kopf. „Und wenn schon“, sagte er dann, „keiner von uns ist unersetzlich!“

Neun Stunden später verließ die *Henri Poincare* ihre Kreisbahn und schwenkte auf die Bahn ein, die sie in weiten Spiralen immer näher an den Planeten heranführen mußte. Nach sechzehn Minuten hatte sie die Grenze der Stratosphäre erreicht, und die vier Besatzungsmitglieder schnallten sich an, um gegen die großen Bremsverzögerungen einigermaßen geschützt zu sein.

Lukas, dem die Automatik alle Sorgen um Kurse, Geschwindigkeiten, Bahnwinkel und ähnliche Dinge abgenommen hatte, litt am wenigsten unter der Anspannung. Seine langjährige Erfahrung hatte ihn abgehärtet, und selbst ein besonders langwieriges Landemanöver hätte ihn jetzt nicht mehr aus der Ruhe gebracht.

Obwohl er schon eine verhältnismäßig große Zahl von Raumflügen hinter sich hatte, vertrug Duluth Landungen immer noch schlecht. Er wehrte sich instinktiv gegen die Kräfte, die ihn zu Boden drückten, obwohl er wußte, daß

das sinnlos war. Als die *Henri Poincare* sich tiefer senkte, wurde es immer schlimmer und schließlich fluchte er nur noch laut vor sich hin, wenn wieder eine neue Bremsrakete gezündet wurde.

Alsdorf und Chirico, die beide noch verhältnismäßig Raumfahrtsäuglinge waren, waren klug genug gewesen, ein starkes Schlafmittel zu nehmen. Obwohl sie nicht bei Bewußtsein waren, wanden sich ihre Körper, als litten sie unsägliche Qualen.

Dann sank das Raumschiff in dichtere Luftschichten. Diesmal war der Druck unerträglich. Lukas und Duluth wurden im selben Augenblick ohnmächtig. Als sie wieder die Augen öffneten, war es um sie herum wunderbar friedlich. Die *Henri Poincare* war perfekt gelandet.

Duluth schüttelte verwundert den Kopf. „Einmal hätte ich beinahe meine Zunge verschluckt“, sagte er mit heiserer Stimme. Als er sich umsah, bemerkte er, daß sich Lukas bereits abschnallte, während Alsdorf und Chirico immer noch bewußtlos, aber ruhig geworden, auf ihren Plätzen lagen. „Sieh dir bloß mal diese Dornröschen an“, fügte er dann hinzu. „Wie lange soll denn die Pennerei noch weitergehen?“

Lukas stand auf und reckte sich. „Na, ich schätze, daß sie in einer halben Stunde wieder ansprechbar sein werden. Komm, Joe, sehen wir uns mal den nächsten Jagdgrund der Trans-Solar an.“

Er zwängte sich in die Beobachterkuppel und sah sich den neuen Planeten aus nächster Nähe mit bloßem Auge an.

„Wie sieht es aus?“ fragte Duluth, der sich nicht schnell

genug von seinen Gurten befreien konnte. „Irgend etwas besonders Schönes?“

Lukas war überrascht. „Verflucht und zugenäht. Wenn die Farben nicht verschieden wären, dann könnte man glauben, wir seien in Südamerika oder an der Goldküste!“

„Du lieber Gott!“ meinte Duluth. „Vielleicht haben wir irgendwo die falsche Kurve erwischt und sind jetzt in Spanien gelandet.“

Die *Henri Poincare* war auf einem Sandstreifen gelandet. Etwa fünf Kilometer südöstlich lag einer der smaragdgrünen Ozeane wie ein Spiegel unter dem etwas gelblichen Himmel. Im Westen erhob sich in einem Kilometer Entfernung ein leuchtend blauer Wald aus dem roten Sand. Nirgends war eine Bewegung zu sehen, aber in einiger Entfernung wies der Sand dunkle Flecken auf, die sich bei näherer Betrachtung durch das Teleskop als möwenähnliche Vögel erwiesen.

Hoch über ihnen schickte die Mittagssonne ihre Strahlen durch eine gleichmäßig dicke Wolkenschicht. Die Sonne, Fomalhaut, war über zwei Milliarden Kilometer entfernt, aber trotzdem war das Licht immer noch so stark wie das in den Tropen auf der Erde.

„Wer hätte das gedacht?“ meinte Duluth nach einigen Minuten. „Das ist ja toll! Wie steht es eigentlich mit der Atmosphäre – hat das schon mal jemand gemessen?“

„Tony behauptet, daß sie atembar sei, aber Vorsicht ist auch hier die Mutter der Porzellanbox ... Was hältst du davon, wenn wir die Leiter hinunterlassen, während die zwei Helden ihren Schönheitsschlaf beenden?“

„Bin schon dabei“, sagte Duluth. „Ich glaube, ich werde

mir den Druckanzug anziehen und mich ein bißchen umsehen ...“

„Eine Atemmaske genügt völlig“, versicherte ihm Lukas. „Der Druck beträgt fast nullkommaneu Atmosphären.“

Während Duluth die Kuppel verließ und sich an der Leiter zu schaffen machte, blieb Lukas noch einen Augenblick oben und sah sich nochmals um. Das unsichere Gefühl, das ihn beim ersten Anblick des Planeten III befallen hatte, hatte sich in der Zwischenzeit eher noch verstärkt. Normalerweise war er keinesfalls abergläubisch von Vorahnungen belastet, aber diesmal konnte er das unbehagliche Gefühl nicht mehr loswerden.

Nachdem er schon drei andere Expeditionen mitgemacht hatte, war er geistig durchaus auf alles mögliche vorbereitet – soweit es physischer Natur war. Diesmal war er sich aber ziemlich sicher, daß dieses Gefühl des Bedrohtseins keine physischen, sondern im Gegenteil ausgesprochen psychische Gründe hatte.

Als er zufällig aufmerksam auf eine bestimmte Stelle am Waldrand sah, glaubte er dort eine Bewegung zu erkennen, aber als er das Teleskop darauf eingestellt hatte, war nichts mehr zu erkennen. Wahrscheinlich hatte er sich nur durch das ungewohnte gelbe Licht täuschen lassen ...

Geräusche, die zu ihm heraufdrangen, ließen vermuten, daß Alsdorf und Chirico gerade aufwachten. Er ging hinunter und half ihnen, sich aus ihren Gurten zu befreien.

„Der Teufel soll mich holen“, murrte der kleine Italiener, „aber ich habe einen Kater, als ob ich drei Tage und drei Nächte gezecht hätte!“

„Nimm eine Tablette, dann wird's dir schon wieder bessergehen.“

Alsdorf hatte die Hand an die Stirn gelegt und wackelte vorsichtig mit dem Kopf. Er schien überrascht zu sein, daß er noch fest auf den Schultern saß. „Wie stehen die Aktien?“ meinte er dann.

Lukas zeigte mit dem Daumen auf die Kuppel. „Sieh's dir selbst an. Zu schön, um wahr zu sein!“

„Irgendwelche Anzeichen, die auf Lebewesen schließen lassen?“

„Vögel, glaube ich jedenfalls, aber sie sind ziemlich weit entfernt.“

„Na schön, das ist ja ein vielversprechender Anfang. Vielleicht finden wir diesmal etwas Besseres als dieses wolfsähnliche Tier auf Procyon V?“

„Möglich.“

Die beiden Wissenschaftler kletterten in die Beobachtungskuppel. Lukas rief ihnen nach: „Duluth ist bereits unten und vertritt sich die Beine. Könnt ihr ihn irgendwo entdecken?“

Chirico lachte. „Einen Augenblick dachte ich schon, er sei das Empfangskomitee!“

Lukas fügte noch hinzu: „Ich kann einen kleinen Drink gebrauchen, bevor wir nach draußen gehen. Wenn ihr mich brauchen solltet – ich bin in der Messe.“

Zehn Minuten später kamen Alsdorf und Chirico ebenfalls in die Messe. Sie saßen vor einem Glas Whisky, freuten sich, daß die Anziehungskraft beinahe normal war und überlegten, wo sie mit ihren Untersuchungen beginnen sollten. Alsdorf, der Dienstälteste der anwesenden

Angestellten der Trans-Solar, stellte bereits Dienstpläne auf.

Plötzlich hörten sie das Geräusch metallener Stiefel auf den Platten des untersten Decks. Die drei sprangen auf und rannten zur Luftschleuse. Duluth stürzte heraus und riß sich den Helm ab.

„Affen!“ keuchte er. „Ziemlich große!“

„Wo?“ fuhr ihn Alsdorf an.

„Fünfhundert Meter entfernt. Fünfzehn oder zwanzig kommen auf unsere Rakete zu ...“

Chirico sprang vor Aufregung beinahe in die Luft. „Das wird ja immer besser! Vielleicht haben wir diesmal wirklich einen bewohnten Planeten entdeckt.“

Sie zogen sich hastig ihre Druckanzüge an, während Duluth vier Maschinenpistolen mitnahm – falls es doch Mißverständnisse geben sollte ... Als sie durch die Luftschleuse nach draußen kamen, waren die Affen nur noch hundert Meter von ihnen entfernt.

Duluth und Alsdorf hielten ihre Maschinenpistolen fest umklammert. „Ist das nicht nett?“ klang Duluths Stimme aus den Kopfhörern der anderen. „Seht euch mal die Bündel an, die sie mit sich herumschleppen. Wer wettet dagegen, daß sie uns gleich ein paar Kokosnüsse an die Köpfe werfen werden?“

„Anthropoiden!“ rief Chirico ungläubig aus. „Wir haben also tatsächlich gleich bei der ersten Landung Anthropoiden gefunden ... nein, das sind gar keine Menschenaffen – das sind eine Art Neandertaler! Seht euch bloß die Köpfe und die Arme an!“

Lukas starrte angestrengt auf den sich nähernden

Trupp. Obwohl seine Augen sich schon an das seltsame Licht auf Fomalhaut III gewöhnt hatten, konnte er ihnen doch kaum glauben, als er die Affenmenschen näher kommen sah.

„Der Hauptunterschied zwischen ihnen und uns ist die Tatsache, daß sie dringend einen Haarschnitt brauchen könnten – das scheint aber auch alles zu sein ...“, sagte er schließlich überrascht.

„Und noch eine andere Kleinigkeit ...“, meinte Alsdorf hochnäsiger. „Wir sind nämlich zufällig zivilisiert!“

Lukas lachte trocken. „Das ist jedenfalls unsere Auffassung von der Sache – vielleicht denken die da ganz anders darüber?“

Als die Affen – oder waren es nicht doch Menschen – auf fünfzehn Meter herangekommen waren, blieben sie stehen und formten einen Halbkreis. Dann gab einer der Hominiden ein Zeichen, woraufhin sie ihre Bündel ablegten und ihn erwartungsvoll ansahen. Beide Gruppen schienen sich nicht ganz sicher zu fühlen und warteten darauf, daß die andere Partei die Initiative ergriff.

Lukas und seine Begleiter bemerkten, daß die Bewohner von Fomalhaut III beinahe alle gleich groß waren – etwa fünf Zentimeter größer als Alsdorf, der der größte der Raumfahrer war. Sie hatten riesige Brustkästen, ziemlich runde Schultern und lange, sehnige Arme. Ihre Zehen schienen mehr dazu geeignet, einen Ast zu umklammern als das Körpergewicht zur tragen. Ihre Gesichter hatten eine täuschende Ähnlichkeit mit denen der Neandertaler, wie man sie in Museen besichtigen kann.

Dann trat einer von ihnen vor, dessen Haar lichter war

als das der anderen und hob seinen rechten Arm grüßend bis auf Schulterhöhe. Dabei bewegte er seine Lippen.

Da sie immer noch ihre Druckanzüge trugen, konnten die Erdbewohner ihn nicht verstehen. Lukas entschloß sich, den Helm abzunehmen, obwohl das nicht ungefährlich sein konnte.

„Czanyas“, sagte der Hominide und berührte dabei seine Brust. Dann deutete er auf die Erdbewohner und fügte hinzu: „Olye ma nye kran czanyas.“

Lukas trat einige Schritte vorwärts und wiederholte versuchsweise das Wort „Czanyas“, während er mit dem Zeigefinger auf die Hominiden deutete.

Die ganze Gruppe gab seltsame Laute von sich, und ihre Lippen verzogen sich zu einem breiten Grinsen. Lukas deutete auf sich und versuchte es nochmals. „Olye ma nye kran czanyas.“

Der Anführer der Hominiden deutete zum Himmel. „Olye“, sagte er dann erklärend. Dann deutete er nacheinander auf Lukas, Alsdorf, Duluth und Chirico. „Czanyas ... Olye ma nye czanyas.“

Duluth hatte ebenfalls einen Helm abgenommen. „Was sagt denn der komische Vogel, Mike?“

„Falls du es noch nicht selbst gemerkt hast“, grinste Lukas zurück, „glaube ich, daß er uns den Unterschied zwischen seinen Leuten und uns erklären will. Sie sind Menschen, und wir sind Männer aus dem Schiff, das aus dem Himmel gekommen ist – oder so ähnlich.“

Der alte Hominide drehte sich um und gab den anderen ein Zeichen mit der Hand. Sie traten nacheinander vor und legten ihre Geschenke vor die Füße der Fremden. Dann

kehrten sie in ihren Halbkreis zurück und hockten sich auf den Boden. Nach kurzer Zeit häuften sich vor den Erdbewohnern eine Menge verschiedener Früchte. Chirico konnte der Versuchung nicht länger widerstehen, nahm seinen Helm ab und begann die verschiedenfarbigen Früchte zu untersuchen. Er stellte fest, daß sie Melonen, Trauben, Orangen und sogar Oliven glichen.

Nur Alsdorf traute dem Frieden immer noch nicht recht. Er trug nach wie vor seinen Helm und bedrohte die Hominiden mit seiner Maschinenpistole.

Lukas wandte sich an Duluth. „Was könnten wir ihnen denn anbieten, Joe?“

Duluth grinste. „Wie wär’s mit einer netten kleinen Maschinenpistole oder einer hübschen Gasbombe?“

Aber Lukas war nicht in der Stimmung, um Witze zu machen. „Die armen Kerle werden die Segnungen der Zivilisation schon früh genug kennenlernen ... Los, hol lieber ein paar Plastikeimer – aber dalli!“

„Jawohl, Sir!“ Duluth ging zur Rakete zurück und kam einige Minuten später mit einigen Plastikgegenständen zurück, die er den Hominiden übergab, wobei er jedem von ihnen mit ernster Miene ein fröhliches Weihnachten wünschte.

Die nächste Stunde brachten Lukas und Chirico damit zu, die verschiedenen Wörter und ihre genaue Bedeutung zu lernen. Sogar Alsdorf interessierte sich so sehr dafür, daß er seinen Helm abnahm und sich daran beteiligte. Sie stellten fest, daß solyenas Essen bedeutete. Czanyas solyenas ra besagte also: Die Menschen essen. Koshevo hieß Wasser, ilshevo Land und lashevo Luft. Schließlich fanden sie auch heraus, daß olye nicht Himmel, sondern Sonne hieß.

Als die Sonne unterging, bedeuteten ihnen die Homini-
den, daß sie nach Hause zurückzukehren wünschten und
versprachen wiederzukommen, wenn „die Sonne wieder
auf dem Ozean heraufschwimmt“.

„Mahhrate“, sagte ihr Anführer und hob seinen Arm.
„Olye kalengo, czanyas kalengo. Olye rin koshevo, da
czanyas va.“

„Mich auch“, grinste Duluth. „Was sagt er, Mike?“

„Er sagt: ‚Lebt wohl. Sonne schläft, Menschen schlafen.
Sonne schwimmt auf dem Wasser, dann kommen Männer
wieder zurück.‘“

Die vier Raumfahrer beobachteten, wie die Hominiden
über den breiten Sandstreifen auf den immer dunkler aus-
sehenden Wald zgingen. Dann kehrten sie in ihr Raum-
schiff zurück, wobei sie einige der Früchte mitnahmen, die
Chirico untersuchen wollte.

Alsdorf schlug vor, daß sie den Lastenaufzug installieren
sollten, solange sie noch genug Licht dazu hatten, um dann
den Raupen-Schlepper damit hinunterzubefördern. Dann,
als sie dabei waren, brach aber doch völlig überraschend
die Nacht herein, und sie konnten das Fahrzeug nicht mehr
auf den Boden befördern, ohne Scheinwerfer zur Hilfe zu
nehmen. Duluth schaltete sie an, und nach einer weiteren
Viertelstunde hatten sie den Schlepper am Boden. Das
bedeutete, daß sie schon am nächsten Morgen ihre erste
Erkundungsfahrt beginnen konnten.

„Hol’s der Teufel, ich bin völlig von den Socken!“
keuchte Duluth. Er holte tief Luft und starrte auf das Fahr-
zeug, das jetzt tief unter ihnen stand.

Chirico wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Das

wäre beinahe in Arbeit ausgeartet! Jetzt könnte ich glatt einen von den komischen Kerlen da draußen verschlingen – ungekocht!“

„Ich habe einen Vorschlag“, meinte Lukas. „Wie wär’s mit einem ordentlichen Steak und einem kühlen Bier?“

Er mußte einen Schritt zur Seite treten, sonst hätten ihn die anderen überrannt ...

Während sie ausgiebig aßen, diskutierten sie über die Hominiden und die Möglichkeit, daß auf Fomalhaut III sogar noch höher zivilisierte Kulturen existieren könnten. Alsdorf war am wenigsten an den „organischen Merkwürdigkeiten dieses Planeten“ – so drückte er sich jedenfalls aus – interessiert. Seine Überlegungen befaßten sich hauptsächlich mit den zu erwartenden Bodenschätzen, wie man sie am besten abbauen konnte und wie man die verarbeiteten Produkte am billigsten auf die Erde zurücktransportieren konnte. Das war nicht einmal überraschend, denn schließlich war er einer der besten Geophysiker der Trans-Solar und wurde entsprechend dafür bezahlt, daß er sich um diese Dinge gründlich Gedanken machte, bevor er an etwas anderes dachte.

„Vergeßt bitte nicht“, sagte er schließlich, „daß wir hierhergekommen sind, um Mineralien zu suchen – und nicht, um Untersuchungen über Urmenschen anzustellen ... Die Hominiden mögen ganz interessant sein, aber wir dürfen uns nicht von ihnen ablenken lassen! Andererseits könnte es sein, daß wir Arbeitskräfte zum Abbau von Bodenschätzen benötigen – falls es hier welche gibt. In diesem Fall wären sie natürlich als billige Arbeitskräfte hervorragend geeignet. Andererseits muß man ...“

Lukas setzte sein Glas hart auf den Tisch. „Mensch, Kurt, manchmal gehst du mir ganz schön auf die Nerven! Die armen Kerle haben doch auch ein Recht auf Freiheit! Du würdest sie also tatsächlich zu Kulis machen, nur damit die Trans-Solar ihre Dividende verdoppeln kann? Hast du denn gar kein Gewissen?“

Alsdorf grinste. „Wenn es zum Wohle der Menschheit erforderlich wäre, daß diese Halbaffen versklavt werden, dann würde ich keine Sekunde lang zögern, es zu tun. Dabei würde man sie natürlich irgendwann einmal zivilisieren müssen, aber das ist ja nicht so wichtig – zuerst kommt unsere Pflicht der Menschheit gegenüber!“

„Worum streitet ihr euch denn eigentlich?“ wollte Duluth wissen. Dann fuhr er mit lallender Zunge fort. „Ich weiß, wie man die Kerle da draußen ... zivilisieren kann ... muß ihnen nur ... beibringen, wie anschtändiges Bierchen zu machen geht! Wenn sie das können, dann ... müssen sie nur noch ... Prost! sagen lernen ... dann sind sie zivilisiert ...“

Am nächsten Morgen kehrten die Hominiden zurück und brachten wieder Geschenke mit sich – allerdings solche Geschenke, daß Alsdorf Stielaugen bekam, als er sie sah.

Als sie wiederkamen, waren die vier Erdbewohner noch nicht wach, aber sie kauerten sich geduldig neben die *Henri Poincare*, polierten ihre Geschenke und sangen einfache kleine Melodien – als ob sie das Schiff und seine Besatzung besingen wollten.

Lukas war als erster bei ihnen unten. Er nahm ihre Geschenke entgegen, Trinkgefäße aus einem weißlichen Metall, und es kam ihm vor, als wollten die Hominiden sich

damit für die Geschenke aus Plastik bedanken, die sie am Abend vorher erhalten hatten.

Der Alte, der schon am Vortag das Wort geführt hatte, trat vor und überreichte die Geschenke.

„Mahratenua“, murmelte er dabei. „Olye rin a koshevo, e czanyas va kala mu omeso.“ Er hob das Gefäß, bis es seine Stirn berührte und bot es dann Lukas dar.

Lukas fühlte sich einen kurzen Augenblick lang nicht ganz wohl. Er hatte das seltsame Gefühl, als ob sich die Hominiden einen Witz mit ihm erlaubten – wie Erwachsene sich zuweilen einen mit Kindern leisten, die leichtgläubig genug sind, um sich hereinlegen zu lassen. Dann sah er wieder, wie harmlos der Alte dreinschaute und nannte sich selbst einen Trottel, weil er sich so etwas eingebildet hatte.

Er nahm die Schale entgegen und war immer noch damit beschäftigt, seinen Dank pantomimisch auszudrücken, als Alsdorf nach unten kam. Der Geophysiker erhielt ebenfalls eines der Gefäße geschenkt, obwohl er sich heftig dagegen sträubte. Dann hörte er plötzlich damit auf, schien alles um sich herum vergessen zu haben und sah sich die Schale von allen Seiten genau an. Er wog sie abschätzend in der Hand, holte ein Messer aus der Tasche und kratzte damit auf der Oberfläche herum. Mit einem erstaunten Ausruf eilte er dann in die Rakete zurück. Wenige Minuten später kam er bleich und fast zitternd zurück.

„Mike, weißt du eigentlich, woraus das Zeug hier besteht?“ Er starrte die Schale mit dem Ausdruck völliger Verblüffung und Überraschung an.

„Keine Ahnung“, erwiderte Lukas gelangweilt. „Na komm, sag’s schon endlich!“

„Platin“, krächzte Alsdorf, „reines Platin! Die Kerle haben uns gerade ein kleines Vermögen geschenkt – das heißt, ganz so klein ist es nun auch wieder nicht, wie du vielleicht glaubst ...“

Obwohl die Hominiden nicht verstanden haben konnten, was Alsdorf gesagt hatte, grinsten sie breit, als freuten sie sich über seine Aufregung – oder als sei ihr Spaß besonders gut gelungen.

Während Alsdorf die Schale, die Lukas erhalten hatte, untersuchte, erschienen Duluth und Chirico auf der Bildfläche. Sie erhielten ebenfalls eine der Schalen geschenkt.

„Da soll mich doch gleich der Teufel holen!“ rief Duluth aus und hielt dabei seine Schale fest in beiden Händen. „Stellt euch bloß vor – reines Platin! Ich bin dafür, daß wir einen kleinen Handel aufziehen – Plastik gegen Platin ... Ein ehrlicher Tausch, bei dem beide Teile zufrieden sind, ist doch schließlich kein Betrug! Lange brauchen wir das nicht zu machen ... Ihr wißt doch, daß ich mit meiner Frau in Südfrankreich ein kleines Stück Land kaufen wollte, wenn ich erst einmal pensioniert sein würde. Jetzt ist natürlich die Sache etwas anders – jetzt werden wir uns einfach ganz Südfrankreich kaufen!“

Chirico sah ihn mürrisch an. „Sowie wir wieder auf der Erde sind, wird sich die Trans-Solar mit der Platingewinnung auf Fomalhaut III befassen“, stellte er dann fest. „Bevor wir uns umdrehen können, wird der Preis für Platin so weit fallen, daß unser Zeug nichts mehr wert ist.“

„Dann hängt eben alles von den kleinen Andenken ab, die wir von dieser Reise mitbringen“, erwiderte Duluth fröhlich. „Wenn ich es mir recht überlege, dann glaube ich,

daß ich mir auch noch die Schweiz dazukaufen werde – nur für den Wintersport.“

Lukas grinste. „Unsere Rakete fliegt unter einem Chartervertrag“, bemerkte er. „Lies doch mal den Vertrag durch, mein Junge ... Alles, was sich an Bord befindet und dort transportiert wird, gehört der Trans-Solar!“

Unterdessen hatte der Alte eine Rede begonnen. Nach längeren Anstrengungen beider Seiten wurde es klar, daß er die Menschen in sein Heimatdorf eingeladen hatte.

Alsdorf sagte: „Wir können nicht alle gleichzeitig gehen. Irgend jemand muß hier bei der Rakete bleiben. Außerdem brauche ich Tony bei den Untersuchungen. Wir wollten heute morgen anfangen.“ Er machte eine nachdenkliche Pause. „Jetzt wissen wir ja, wonach wir suchen müssen.“

Duluth warf seine Schale in die Höhe und fing sie wieder auf. Dann grinste er Lukas an. „Dann bleibst nur du übrig, Mike. Amüsier dich gut!“

„Warum willst du denn nicht selbst mitgehen? Ich dachte, du wolltest dir gern die Gegend ansehen, Joe? Hast du irgend etwas?“

„Oh, eigentlich nichts“, antwortete Duluth mit unschuldiger Miene. „Ich möchte nur nicht gern der sein, der herausbekommt, daß die Knaben hier in Wirklichkeit Menschenfresser sind ... Sei doch, bitte, so nett und bring mir noch ein paar von den Schalen mit – ich habe so das Gefühl, als ob sich die Trans-Solar vielleicht doch keine Sorgen um ein paar Kilo Platin machen wird – nicht, wenn ich sie verstecke.“

Fünf Minuten später ging Lukas zusammen mit dem Al-

ten an der Spitze der Gruppe von Hominiden, die sich auf den Wald zubewegte.

Alsdorf sah ihnen eine Weile schweigend nach, bevor er sagte: „Hat er wenigstens eine Maschinenpistole mitgenommen?“

Chirico untersuchte gerade das seltsame Muster auf den Schalen. „Ich glaube nicht, daß er eine Waffe mitgenommen hat, Kurt. Ich habe jedenfalls nichts gesehen.“

„Ganz schön leichtsinnig“, sagte Alsdorf ärgerlich, bevor er sich an Duluth wandte. „Na, wie wär’s mit einem kleinen Training für die eingerosteten Muskeln? Wir haben einen Haufen Zeug, das in den Schlepper verladen werden muß!“

Das Dorf bestand aus einigen Dutzend Zweighütten, die zum Teil bereits Lehmwände hatten. Es stand in einer kleinen Lichtung im Wald, etwa drei Kilometer von der *Henri Poincare* entfernt.

Lukas hatte früher immer eine etwas idealisierte Vorstellung von den „stolzen Wilden“ gehabt. Er war immer der Meinung gewesen, daß die Zivilisation dem Menschen zwar viele Erleichterungen gebracht hatte, daß sie ihn aber andererseits auch verdorben hatte. Nur mit ihrer Hilfe hatten die weiter fortgeschrittenen Völker die anderen unterjochen können. Seitdem er einmal zu dieser Erkenntnis gekommen war, hatte er sich gegen Maschinen jeder Art gesträubt – allerdings nur innerlich, sonst wäre er ja nicht ein erstklassiger Pilot geworden – und hatte sich nach dem einfachen Leben geseht.

Das Dorf, zu dem ihn die Hominiden führten, versetzte ihm einen Schock. Es starrte vor Schmutz und stank abscheulich. Irgendwie hatte er doch etwas anderes erwartet.

Auch die Frauen dieses Stammes waren völlig nackt wie ihre, Männer und die Kinder, die hinter ihnen herliefen. Der allgemeine Eindruck, den man auf den ersten Blick bekam, war der, daß alle gleichgültig, wenn nicht sogar erschöpft wirkten.

Lukas überlegte sich, ob Alsdorf nicht vielleicht doch recht hatte. Vielleicht war es für diese Wesen ganz gut, wenn sie von der Trans-Solar „zivilisiert“ wurden – selbst, wenn das bedeutete, daß sie zu Kulis gemacht wurden. Auf diese Art und Weise würden sie wenigstens von Ärzten überwacht werden, ihre Lebensbedingungen würden sich schlagartig verbessern – und sie würden endlich genug Vitamine bekommen ...

Der alte Hominide, der ihm die Platinschüssel geschenkt hatte, hieß offensichtlich Masumo. Er führte Lukas in eine der kümmerlichen Hütten und lud ihn ein, sich auf den Boden zu hocken. Dann trug eine Alte Pflanzenmilch und verschiedene Früchte auf. Lukas war ziemlich mißtrauisch, aber dann überlegte er sich doch, daß sich sein Gastgeber gekränkt fühlen könnte und nahm etwas.

Überraschenderweise interessierte sich Masumo am meisten dafür, wie Lukas redete ... auf englisch. Er brauchte zwar einige Zeit, bis er Lukas seinen Wunsch verständlich machen konnte – daß Lukas von seiner Welt, ihren Städten und Verkehrswegen erzählen sollte. Es dauerte ziemlich lange, bis Lukas verstanden hatte, was der Alte wollte, aber selbst dann zögerte er noch, weil er das Gefühl hatte, er müsse einer Mauer einen Vortrag halten.

Nach kurzer Zeit begann er sich jedoch für die Idee zu

begeistern. Er vergaß beinahe, daß Masumo ihm zuhörte – so begeistert war er davon, mit sich selbst zu sprechen. Er beschrieb die großen Kulturen, die sich auf der Erde entwickelt hatten, das allmähliche Aneinanderrücken zwischen Ost und West, die Gründung der Weltregierung nach dem Atomkrieg, die Erkundung der Planeten der Sonne und das Rennen zu den Sternen ...

Die Sonne war schon beinahe wieder hinter dem Horizont versunken, als Lukas zu der Rakete zurückkehrte. Duluth wartete auf ihn, aber die anderen waren immer noch mit dem Raupenschlepper unterwegs.

„Hallo, Mike. Hast du dich mit den Damen des Dorfes amüsiert? Wie war es denn?“

Lukas erzählte es ihm.

Der Ingenieur starrte ihn ungläubig an. „Junge, Junge, einer von uns beiden hat einen ganz schönen Sonnenstich abbekommen – und mir geht es eigentlich noch ganz gut. Willst du wirklich behaupten, daß du die meiste Zeit Englisch gesprochen hast?“

„Der Alte wollte es gern!“ Lukas kratzte sich am Kopf und zog die Stirn in Falten. „Als ich erst einmal damit angefangen hatte, erschien es mir völlig normal ... Du solltest das Dorf sehen – es ist wirklich sehenswert ... Was hast du denn in der Zwischenzeit gemacht?“

Duluth grinste. „Ich habe mich einfach selbständig gemacht. Es war alles so verdammt ruhig hier, deshalb habe ich den zweiten Schlepper genommen und eine kleine Rundreise unternommen – so etwa hundert Kilometer.“

„Hast du Kurt und Tony gesehen?“

„Nein, ich bin allerdings auch nach Norden gefahren.“

Eigentlich komisch, Mike, man sollte doch erwarten, daß es hier einen Haufen Wild gibt, nicht wahr?“

„Meinst du?“

„Es gibt aber keins! Nach ungefähr fünfzehn Kilometern hatte ich den Sand satt und bin ein bißchen in den Wäldern herumgefahren. Das einzige, was ich gesehen habe, waren ein paar Vögel und ein Tier, das wie ein Kaninchen aussah. Aber keine größeren Tiere. Was hältst du davon?“

„Nichts. Was sollte ich denn davon halten?“

„Ich weiß es auch nicht. Es kommt mir nur etwas seltsam vor. Wenn ich es mir recht überlege, dann kommt mir eigentlich alles ein bißchen seltsam vor – diese Ruhe ist ja direkt unnatürlich!“

Lukas dachte wieder an das komische Gefühl, das er gehabt hatte, als Masumo ihnen die Platinschalen schenkte. Er wollte schon Duluth davon erzählen, aber dann wurde er von einem Lichtstrahl abgelenkt, der am Waldrand aufleuchtete. „Da kommen sie“, sagte er. „Kurt hat die Scheinwerfer eingeschaltet.“

Einige Minuten später erschienen Alsdorf und Chirico in der Messe. Die Augen des Geophysikers strahlten vor Zufriedenheit.

„Gold und Platin“, sagte er mit nur mühsam beherrschter Stimme. „Konzentrierte Vorkommen, die sich hervorragend zum Abbau im Tagebau eignen! Man braucht sich nur ein paarmal zu bücken, und schon hat man seine Taschen voller Nuggets – ohne dabei mehr als ein Dutzend Schritte zu gehen! Hier, seht euch die mal an ...“ Er reichte ein paar schwarze Steine herum, die unregelmäßig geformt waren und ein außergewöhnlich hohes Gewicht hatten.

„Das Zeug sieht ja wie Schlacke aus“, stellte Duluth unbeeindruckt fest.

„Das Metall ist mit Eisenoxyd überzogen“, erklärte Alsdorf ungeduldig. „Hier gibt es mehr Platin pro Quadratmeter, als sämtliche Planeten unseres Sonnensystems produzieren können. Wir haben wirklich Geschichte gemacht! Die ganze Sache wird sich noch so sehr ausweiten, daß ...“

„Ich möchte wetten, daß sich die Hominiden darüber freuen werden“, bemerkte Lukas trocken.

Alsdorf lachte. „Wir haben einige ihrer primitiven Schürfwerkzeuge herumliegen sehen. Holzschaukeln und so etwas ... Stellt euch doch bloß einmal vor – die Kerle haben Gold und Platin in jeder Menge – und nicht einmal Eisen, aus dem sie eine vernünftige Schaufel machen könnten!“

Chirico starrte Lukas aufmerksam an. „Du hast so einen seltsamen Blick, Mike. Ist irgend etwas nicht in Ordnung?“

„Doch, alles“, antwortete Lukas mit einem schwachen Lächeln.

Alsdorf sammelte seine kostbaren Nuggets wieder ein und steckte sie in die Tasche. „Na, wie war es denn bei den Wilden, Mike? Haben sie versucht, dich zu vergiften?“

„Das war gar nicht nötig. In dem Dorf stinkt es sowieso so sehr, daß ich beinahe umgefallen wäre.“

Der Deutsche zuckte mit den Schultern. „In einigen Jahren wird es dort keine Siedlung mehr geben ... wir werden ihnen schon beibringen, was man alles bauen kann, wenn man nur richtig angeleitet wird. Die Kerle wissen es zwar noch nicht, aber eines Tages werden sie für uns einen Raumflughafen bauen!“

Lukas mußte unwillkürlich lächeln. „Glaubst du, daß ihnen das Spaß machen wird?“

„Wir werden sie schon überzeugen, daß es auch für sie Vorteile haben wird ...“

Am nächsten Morgen brachen Alsdorf und Chirico gleich nach dem Frühstück wieder auf, um ihre Untersuchungen weiter fortzusetzen. Duluth blieb in der Rakete und führte einige Routineüberprüfungen an den Aggregaten durch. Als er gegen Mittag damit fertig war, machte er Lukas den Vorschlag, daß sie doch beide eine kleine Besichtigungsfahrt unternehmen könnten.

„Danke, ohne mich, Joe“, antwortete Lukas und starrte mißmutig auf eines der Instrumentenbretter. „Ich müßte schon lange mein Logbuch nachschreiben, weil ich bis jetzt noch nicht die Zeit dafür hatte und ziemlich im Rückstand bin.“

„Tu, was du nicht lassen kannst“, meinte Duluth ungehört. „Ich werde mir jetzt mal eins von diesen Kaninchen schießen – es sei denn, daß mir etwas Größeres über den Weg läuft. Auf dem Rückweg würde ich mir ganz gern auch mal unser Elendsviertel – das scheint mir der richtige Ausdruck dafür – ansehen.“

Er stieg die Leiter hinunter und verließ die Rakete. Nach kurzer Zeit sah Lukas den zweiten Schlepper mit hoher Geschwindigkeit über den Sand rasen. Er sah ihm nach, bis er nur noch ein Punkt am Horizont war, dann drehte er sich zu dem Kartentisch um und nahm das Logbuch aus der Schublade. Er begann kurze Eintragungen in seiner zierlichen Handschrift zu machen, die sich so seltsam an ihm ausnahm, weil er immerhin einsneunzig groß war und bei-

nahe zweihundert Pfund wog – ohne allerdings fett zu wirken.

Als er etwa zwanzig Minuten gearbeitet hatte, hörte er eine leise Stimme, die in sein Ohr sprach: „Masumo möchte gern mit Lukas aus der Himmelsmaschine sprechen.“

Lukas sprang in die Höhe, als ob ihn etwas gestochen habe. Er drehte sich um, aber er war ganz allein, und auf dem Navigationsdeck war kein anderes Lebewesen zu sehen. Dann sah er durch eine der Luken und entdeckte die Gestalt, die sich dem Schiff näherte. Völlig verblüfft ging Lukas nach unten, um den Alten zu begrüßen.

„Hast du mit mir gesprochen, während ich in der Himmelsmaschine war?“ fragte er dann plötzlich.

Masumo lächelte nur, hob grüßend seinen rechten Arm und begrüßte Lukas in seiner Sprache. Lukas begrüßte ihn ebenfalls und dann gingen sie gemeinsam zu der Rakete zurück.

Seltsamerweise hatte Lukas unterdessen die Stimme völlig vergessen und erinnerte sich erst viel später wieder daran. Er wollte jetzt nur noch Masumo die Rakete zeigen – wollte seine Reaktion auf die letzten Errungenschaften des menschlichen Geistes sehen ...

Er wies auf die Leiter. Der Hominide lächelte und kletterte mit geradezu unwahrscheinlicher Geschwindigkeit hinauf. Lukas folgte ihm und begann seine Führung durch die Rakete.

Er hatte eine heftige Reaktion erwartet – Anzeichen von Furcht, Erstaunen, Ehrfurcht oder sogar Verehrung – aber er hatte sich verschätzt. Masumo sah sich alles mit dem gleichen leeren und verständnislosen Lächeln an – Volati-

lyröhren, Pileantriebe, Kirchenhausen-Geräte, Kühlschränke, Elektroherde und Kinoprojektoren. Es war, als ob der alte Hominide sich vor etwas zu sehr in acht nehmen mußte, als daß er sich daran hätte erinnern können, daß er ja eigentlich hätte erstaunt sein müssen.

Masumo fiel nur einmal aus seiner Rolle. Sie standen gerade auf dem Navigationsdeck, und Lukas hatte ihm das Spiegelteleskop gezeigt und ihn hindurchsehen lassen. Aber selbst das Glas, das die Dinge wie durch Zauberei näher brachte, machte keinen sichtbaren Eindruck auf Masumo. Er zeigte immer noch sein altes Lächeln.

Verblüfft wandte sich Lukas dem kleinen Empfänger zu. Er wollte eine Verbindung mit den beiden Männern in dem großen Raupenschlepper herstellen, weil er sich dafür interessierte, wie Masumo auf Stimmen reagieren würde, die aus einem Lautsprecher kamen. Er versuchte es mehrmals auf der Frequenz fünfhundert Kilohertz, die sie vereinbart hatten, aber er bekam keine Antwort. Er vermutete, daß sie beide außerhalb des Fahrzeugs ihre Untersuchungen anstellten. Als er von dem Stuhl vor dem Radio aufstand, sah er, daß Masumo mit großem Interesse auf die Sternenkarte starrte, die offen auf dem Tisch lag. Lukas stand einen Augenblick lang bewegungslos da und sah zu, wie Masumo seinen Zeigefinger von einer Konstellation zur anderen wandern ließ.

Dann bemerkte er, daß Lukas ihn anstarrte und spielte sofort wieder die Rolle des unwissenden Wilden. Das leere Lächeln, das er schon vorher aufgesetzt hatte, bedeckte sein Gesicht wie eine Maske.

„Masumo, du weißt doch, was das ist, oder etwa nicht?“ fragte ihn Lukas und deutete dabei auf die Sternenkarte.

Der Hominide schien ihn jedoch absichtlich nicht verstehen zu wollen und sagte nur: „Sprich mit mir, Mann aus dem Himmel. Erzähle mir von deiner Reise über den Ozean der vielen Sterne.“

Jetzt, als er beinahe sicher war, daß Masumo sich nur geschickt verstellt hatte, wollte ihn Lukas dazu zwingen, die Wahrheit zu sagen. Statt dessen fand er sich zu seinem großen Erstaunen, wie er dem alten Hominiden gehorchte, als ob seine Willenskraft durch irgend etwas gelähmt worden sei ...

Masumo verließ die *Henri Poincare* kurz vor Sonnenuntergang, aber noch rechtzeitig genug, daß es noch hell genug war, um nach Hause zu kommen. Einige Minuten, nachdem er gegangen war, hatte sich Lukas von seiner Verblüffung und geistigen Verwirrung erholt, in die ihn dieser Besuch versetzt hatte. Er hatte das Gefühl, als sei er eben erst aus einem seltsamen Traum aufgewacht. Er zündete sich eine Zigarette an, schüttete sich ein Glas voll Whisky und versuchte ruhig über die Ereignisse des Nachmittags nachzudenken.

Er rätselte immer noch darüber nach, als Duluth von seinem Jagdausflug zurückkam. Der Ingenieur traf Lukas in der Messe an, der – so behauptete jedenfalls Duluth – wie ein Pfund Wurst in seinem Sessel hockte.

„Was ist dir denn über die Leber gelaufen, Mike? Hat dir jemand die Zunge herausgestreckt?“

Lukas riß sich zusammen und berichtete nüchtern die Tatsachen – was bei Masumos Besuch geschehen war. Duluth spitzte die Lippen und piff leise vor Überraschung.

„Ich habe schon von Anfang an das Gefühl gehabt, daß die Kerle gar nicht so dumm sein konnten, wie sie aussa-

hen“, sagte er dann. „Mir ist allerdings unterdessen noch etwas anderes an ihnen aufgefallen, was mir sehr bemerkenswert erscheint. Vielleicht ist es dir noch nicht aufgefallen – aber unsere „wilden“ Freunde reden niemals miteinander. Sie veranstalten zwar immer ein großes Palaver, aber nur für uns ... Wenn sie sich unbeobachtet fühlen, dann hören sie sofort damit auf. Heute nachmittag bin ich ein paar Stunden lang in ihrem Dorf gewesen; es war ganz schön laut – aber immer nur dort, wo, ich gerade war. Ich hatte die ganze Zeit über das Gefühl, als ob da etwas faul sei, aber erst auf dem Weg zurück hierher ging mir ein Licht auf, was nicht in Ordnung gewesen war.“

Lukas setzte sich aufgeregt auf. „Joe, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen! Die Kerle haben uns an der Nase herumgeführt ... das sind alles natürliche Telepathen!“

Duluth zuckte mit den Schultern, wobei er ein ungläubiges Gesicht machte. „Wenn sie wirklich so verdammt schlau sind, warum sehen sie dann aus wie Gorillas? Und warum leben sie dann so, wie sie es jetzt tun?“

„Das werden wir schon noch herausbekommen ...“

In diesem Augenblick hörten sie, daß Alsdorf und Chirico mit ihrem Raupenschlepper zurückgekommen waren. Duluth ging hinunter, um ihnen beim Ausladen behilflich zu sein. Wenige Minuten später kam Alsdorf langsam die Treppe hinauf. Sein Gesicht zeigte einen verblüfften und zu gleicher Zeit nachdenklichen Ausdruck.

„Mike, was hältst du eigentlich von Zauberei?“ fragte er dann unvermittelt.

Lukas hob die Augenbrauen. „Nichts. Was hältst du denn davon?“

Der Deutsche sank in einen Sessel. Sein Blick fiel auf eine offene Whiskyflasche. Er nahm sie vom Tisch und nahm einen langen Zug – aus der Flasche. Lukas war völlig überrascht. Zum erstenmal hatte er Alsdorf seine Kaltblütigkeit verlieren sehen, die ihn doch sonst noch nie verlassen hatte.

„Die Gold- und Platinvorkommen“, sagte Alsdorf und hustete dabei, „sind völlig verschwunden!“

„Was?“

Der Geophysiker nickte nachdrücklich. „Keine Spur mehr zu sehen! Als ob sie nie existiert hätten! Dabei scheint nichts verändert worden zu sein ... und trotzdem nirgendwo eine Spur von Nuggets oder etwas anderem. Quadratkilometer waren es, Mike! Und jetzt ist einfach nichts mehr davon da ...“ Die Erinnerung daran schien seiner Wissenschaftlerseele einen solchen Schock versetzt zu haben, daß er nahe daran war, in Tränen auszubrechen.

Lukas starrte ihn ungläubig an. „Aber das ist doch völlig unmöglich!“ protestierte er dann. „Wißt ihr bestimmt ...“

Alsdorf knallte die Flasche auf den Tisch. „Frag mich jetzt bloß nicht noch, ob wir ganz bestimmt an dem richtigen Platz gesucht haben! Tony und ich sind beinahe verrückt geworden – so genau haben wir alle Messungen nachkontrolliert und nach Fehlerquellen gesucht ... Wie ist das nur möglich, Mike? Es ist einfach unglaublich!“

„Du meinst – es war unglaublich ...“ Lukas stand auf. „Sieht so aus, als ob wir heute unseren Glückstag hätten, was?“ Er sah nachdenklich aus einer der Luken, beobachtete, wie der Waldrand allmählich immer dunkler wurde und erzählte Alsdorf von Masumos Besuch.

Als er damit zu Ende war, hatte der Geophysiker seine Selbstbeherrschung wiedergefunden. „Heute abend“, sagte er mit finsterner Miene, „werden wir unseren Plan überlegen. Morgen werden wir den Raupenschlepper nehmen und den Kerlen einen Höflichkeitsbesuch abstatten – mit Maschinenpistolen, Handgranaten und Gasbomben ...“ Er lachte mit-leidslos. „Wir werden das Experiment nach streng wissen-schaftlichen Methoden durchführen. Wir werden schon he-rausbekommen, ob sie – verwundbar sind.“

„Willst du etwa vorschlagen, sie alle in die Luft zu sprengen?“ fragte Lukas ruhig. „Wenn du das vorhast, dann kann ich dir nur empfehlen, noch einmal darüber nachzudenken. Schließlich sind wir hier zu Gast – und nicht sie!“

Alsdorf grinste ihn böse an. „Immer noch der unverbes-serliche Idealist, Mike? Warum wirst du nicht endlich er-wachsen?“

„Mach dir nur keine Sorgen, ich bin es schon seit einiger Zeit“, erwiderte Lukas. „Bilde dir nicht ein, daß ich es zulasse, daß du einen Haufen wehrloser Wilder terrori-sierst!“

„Langsam habe ich den Eindruck, daß sie weder so wehrlos noch so unwissend sind, wie wir bisher angenom-men haben“, meinte Alsdorf. „Ich habe keinesfalls die Absicht, hier unnützes Theater zu machen – aber ich werde auf jeden Fall herauskriegen, wo unser Platin geblieben ist!“

„Unser Platin?“ fragte Lukas ironisch.

„Es gehört uns, weil wir es entdeckt und in Besitz ge-nommen haben“, antwortete Alsdorf trocken. „Unsere

Zivilisation ist überlegen, unsere Technik fortschrittlicher und unsere Waffen wirksamer!“

Lukas lachte plötzlich. „Andererseits sind wir aber keine Telepathen, und wir können auch nicht von einem Tag auf den anderen große Platinvorkommen verschwinden lassen. Ich glaube, du bildest dir da zuviel ein, Kurt.“

Chirico kam die Treppe herauf und fluchte laut vor sich hin.

„Diese verdammten Affen! Diese verfluchten Kerle! Tag, Mike – ich höre, daß es hier auch ganz lustig gewesen sein soll ... Ich möchte nur wissen, wie diese blöden Kerle es fertiggebracht haben sollten, die ...“

Duluth, der hinter ihm hereingekommen war, sagte ruhig: „Ich habe mir eine Theorie zurechtgelegt, die mir möglich erscheint.“ Die drei Männer sahen ihn neugierig an.

Duluth zündete sich umständlich eine Zigarette an, bevor er wieder den Mund aufmachte. „Ich hab’s“, sagte er dann mit der Miene eines Mannes, der ein Rätsel gelöst hat, „das Ganze ist ein Spiegeltrick ...“

Nach dem Abendessen wurde eine offizielle Besprechung auf dem Navigationsdeck abgehalten. Alsdorf, der als erster sprach, machte den Vorschlag, das Dorf zu überfallen, Masumo gefangenzunehmen, ihn als Geisel zu benützen und ihn auszufragen. Lukas, der Captain des Raumschiffs, der als solcher für die Sicherheit von Rakete und Besatzung verantwortlich war, lehnte den Vorschlag prompt ab.

„Willst du etwa vorschlagen, Mike, daß wir einfach herumsitzen und darauf warten, was dann geschieht?“ fragte Alsdorf ungläubig.

„Bleib auf dem Teppich, Kurt! Selbst wenn wir im Augenblick die moralische Seite der Angelegenheit außer acht lassen, müssen wir uns doch immerhin auf etwas einigen, was wir auch ausführen können ... Wenn dieser Masumo wirklich ein Telepath ist, dann könnten wir nichts Dümmeres tun, als ihn hier gefangenzuhalten – weil er nämlich dann jede Bewegung, die einer von uns macht, nach draußen berichten könnte.“

„Unglücklicherweise“, meinte Chirico, „hat Mike völlig recht – wir haben leider noch keine Ahnung, wozu die Kerle wirklich fähig sind ... Aber irgend etwas müssen wir doch tun, zum Teufel!“

„Warum verschwinden wir hier nicht einfach und versuchen unser Glück woanders?“ warf Duluth ein.

Alsdorf warf ihm einen vernichtenden Blick zu. „Und auf die größten Platinvorkommen, die je ein Mensch gesehen hat, sollen wir wohl verzichten, was?“

„Du darfst mich ruhig korrigieren, wenn ich mich irren sollte – aber haben wir sie denn nicht bereits verloren?“

Lukas sah rasch von einem zum anderen und bemerkte, daß die Situation kritisch zu werden drohte. Am liebsten hätte er den Vorschlag aufgegriffen, den Duluth gemacht hatte, aber das verbot ihm sein Pflichtgefühl, und deshalb machte er den Kompromißvorschlag, den er sich unterdessen überlegt hatte.

„Kurt möchte die Hominiden am liebsten in die Luft sprengen“, sagte er langsam. „Andererseits sind wir uns aber darüber einig, daß wir es uns nicht leisten können, sie so zu behandeln, wie wir vielleicht gern möchten. Joe schlägt vor, daß wir hier verschwinden und woanders lan-

den. Das hat auch keinen Sinn. Früher oder später werden wir wieder vor einem ähnlichen Problem stehen. Wir müssen hier und jetzt damit fertigwerden ...

Ich schlage vor, daß sich morgen drei von uns – von mir aus auch mit Verteidigungswaffen, wenn ihr euch dann wohler fühlt – in das Dorf begeben und den Hominiden einen Besuch abstatten, der das Ziel hat, zu einer friedlichen Einigung mit ihnen zu gelangen.

Wenn sie nicht bereit sind, mit uns über die Gewinnung und den Abbau des Platins zu sprechen, dann müssen wir eben weiter überlegen ...

Vor allem müssen wir uns aber immer vor Augen halten, daß wir uns auf ihrem Gebiet befinden und daß wir es uns nicht leisten können, sie so zu behandeln, daß das nächste Raumschiff, das hier landet, Schwierigkeiten bekommt.“

Chirico entschied sich sofort. „Das ist bis jetzt der beste Vorschlag. Wenn die Hominiden wirklich Gedankenleser sind, dann werden sie ja selbst merken, daß wir ihnen nicht feindlich oder mit bösen Absichten gegenüberstehen. Vielleicht sind sie dann sogar etwas zugänglicher ... Was hältst du von Mikes Vorschlag, Kurt?“

Der Geophysiker zuckte mit den Schultern. „Ich glaube, daß sie uns auslachen werden. Aber von mir aus können wir es schon mit der diplomatischen Masche versuchen.“

„Ein ganz interessanter Versuch ...“, bemerkte Duluth. „Ich bin dafür – vorausgesetzt, daß ich nicht derjenige bin, der in der Rakete bleiben und sie bewachen muß. Wenn sie schon Platinvorkommen unsichtbar machen können, dann könnte es ihnen ja auch einfallen, einfach die *Henri Poincare* verschwinden zu lassen ...“

„Ich werde mich schon um die Rakete kümmern“, antwortete Lukas. „Seht lieber zu, daß ihr noch ein bißchen Schlaf erwischt – ich habe sowieso die erste Wache.“

Am frühen Nachmittag brach die Expedition auf. Lukas hatte darauf bestanden, so lange zu warten, bis die Hominiden zu erkennen gegeben hatten, daß sie ihrerseits keinen Besuch vorhatten.

Alsdorf hatte sich mit zwei Maschinenpistolen und einer Kiste Gasbomben bewaffnet. Er verstaute die Waffen und sich selbst in dem Beobachtungsturm des Raupenfahrzeuges. Duluth saß neben Chirico, der fahren sollte. Sie hatten beide auf Waffen verzichtet, weil sie sie als überflüssig erachteten.

Lukas kam mit ihnen herunter und wechselte noch einige Worte mit Alsdorf, der aus der offenen Luke auf ihn heruntersah.

„Wie steht es mit deinem Adrenalin, Kurt?“

Der Geophysiker lächelte verkniffen. „Ich bin nicht so schießwütig, wie du vielleicht glaubst.“

Lukas grinste. „Wenn sie mit dem Telepathiekram anfangen, dann seht nur zu, daß ihr wieder wegkommt! Alles andere wäre zwecklos dagegen!“

„Wir werden ja sehen ...“

Als das Fahrzeug sich in Bewegung gesetzt hatte, machte es sich Lukas mit einer Zigarette auf dem Navigationsdeck gemütlich. Als er sie ausgeraucht hatte, war es bereits Zeit für die vereinbarte Kontrolle über Funk.

„Schlepper, hier Schiff; Schlepper, hier Schiff. Habt ihr schon etwas von den Hominiden gesehen?“

„Schiff, hier Schlepper“, Lukas erkannte die tiefe Stim-

me von Duluth, „Schiff, hier Schlepper. Vor einigen Minuten Dorf erreicht. Kurt versucht vergeblich, Masumo klarzumachen, was er eigentlich von ihm will. Der alte Kerl spielt den Dummen – er scheint es sogar zu genießen ... Ist bei dir etwas los?“

„Gar nichts. Hoffentlich bleibt’s dabei ... Ich lasse das Gerät auf Empfang – dann könnt ihr mich jederzeit erreichen.“

„In Ordnung, Mike. Kurt brüllt immer noch den Alten an, der sich köstlich zu amüsieren scheint. Im Augenblick zeichnet er gerade etwas mit seinem Stock in den Sand, was wie eine Sternenkarte aussieht ... Hol’s der Teufel, das ist tatsächlich eine Sternenkarte! Stell dir vor, der alte Knabe hat sogar unseren bisherigen Kurs eingezeichnet! Jetzt verliert Kurt allmählich die Geduld. Am liebsten würde er dem Alten etwas an den Kopf werfen ... He, Kurt! Um Gottes willen ...“

Duluth hörte plötzlich auf zu sprechen. Lukas schaltete den Sender ein.

„Schlepper, hier Schiff; Schlepper, hier Schiff! Joe! Was ist denn los? Hörst du mich?“

Der Lautsprecher blieb stumm.

Lukas überlegte, was geschehen sein konnte. Ein Versagen des Geräts war natürlich nicht ausgeschlossen, aber unwahrscheinlich. Irgend jemand mußte die Sendung unterbrochen und Duluth am Sprechen gehindert haben ...

Der Nachmittag verging, die Sonne neigte sich bereits, aber Lukas starrte immer noch in Richtung auf das Dorf der Hominiden. Er konnte das Raumschiff nicht alleinlassen und seine Kameraden suchen – er konnte nur immer

wieder durch das Teleskop sehen und sich ausmalen, was wohl mit ihnen geschehen sein mochte ...

Dann sah er am Waldrand etwas, was einem Schlepper ähnlich sah. Das Teleskop zeigte ihm, daß es wirklich ihr Schlepper war, der auf die *Henri Poincare* zufuhr – aber aus der Luke lehnte nicht Alsdorf, sondern ... Masumo!

Während er noch verständnislos durch das Fernrohr starrte, hörte er plötzlich Masumos Stimme in den Ohren. „Fürchte dich nicht, Mann-in-der-Himmelsmaschine. Ich komme in Frieden.“

Lukas legte seine Maschinenpistole nieder, die er unterdessen aufgenommen hatte. Er fühlte, daß die Spannung langsam nachließ und ging – beinahe gegen seinen Willen – nach unten, um Masumo zu empfangen.

Das Fahrzeug hielt nur wenige Meter von ihm entfernt an. Masumo sprang ab und hob seine Hand zum Gruß. Er lächelte.

Lukas sah ihn gar nicht bewußt. Er starrte auf seine Mannschaftskameraden in dem Raupenschlepper.

Chirico saß immer noch am Steuer – aufrecht wie ein Ladestock, aber der leere Ausdruck seiner Augen ließ vermuten, daß er hypnotisiert worden war und immer noch unter Zwang handelte. Duluth war mit offenen Augen auf seinem Sitz zusammengesunken und schien auf nichts zu reagieren, was um ihn herum vorging. Alsdorf lag ausgestreckt auf dem Boden des Fahrzeugs und schien bewußtlos zu sein.

Lukas bekam plötzlich einen Wutanfall und drehte sich zu Masumo um, um ihm einen Kinnhaken zu versetzen. Dann sah er den Ausdruck der Augen des Hominiden, und sein Arm fiel kraftlos herab.

Es war, als ob die Landschaft plötzlich dunkler geworden sei; als ob Masumo plötzlich von innen heraus leuchtete; als ob er plötzlich größer als das Raumschiff geworden sei.

Dann hörte er wieder die Stimme. Sie klang ruhig und leise, aber trotzdem wie das Grollen eines Sommergewitters.

„Mann-aus-dem-Himmel, du bist in mein Dorf gekommen, und ich habe in deinem Herzen gelesen. Dort habe ich ein Bild von deiner Zivilisation gesehen, von ihren Träumen und Verbrechen. Deine Leute sind Kinder – gegen uns, die wir schon existierten, bevor ihr auf zwei Füßen stehen konntet ...

Eines Tages wird deine Rasse ihrer Bestimmung folgen und das werden, wozu sie geschaffen ist. Wir, die Erleuchteten, die ihr immer nur als unwissende Wilde angesehen habt, werden euch dann erwarten. Bis es soweit ist, müssen wir dafür sorgen, daß ihr die Sterne nicht zu sehr plündert.

Weil wir ahnten, warum ihr gekommen seid, testeten wir dich und deine Freunde mit den seltenen Metallen, die ihr suchtet. Seitdem wissen wir auch, wie weit euer Weg zur Erleuchtung ist ...

Ihr werdet jetzt diesen Planeten verlassen. Während ihr durch die dunklen Himmel fliegt, werden sich deine Freunde wieder erholen, aber ihr werdet euch nicht mehr an die letzten Tage erinnern können. Ihr werdet nur wissen, daß der Planet Fomalhaut III wüst und leer war ... Lebe wohl, Mann-aus-dem-Himmel – bis zu dem Tag, an dem dein Volk das erreicht, was vor ihm schon unzählige andere Welten erreicht haben ...“

Plötzlich schien Masumo wieder zusammengeschrumpft zu sein. Er hob noch einmal grüßend den Arm, berührte die Stirn mit der Hand und ging langsam in Richtung auf den Wald davon.

Lukas sah ihm nach, bis er nur noch ein Punkt am Horizont war. Dann ging er auf das Fahrzeug zu.

Wenige Minuten nach Sonnenuntergang stieß die *Henri Poincare* lange grüne Flammen aus, die aus ihrem Planetarantrieb kamen. Sie stieg schnell und hinterließ dabei eine smaragdgrüne Spur, die sich golden färbte, als sie sich langsam auflöste ...

Die Eindringlinge (THE INTRUDERS)

Vor sechs Stunden hatte das Raumschiff den Punkt erreicht, an dem die neutrale Zone zwischen den Anziehungskräften der Erde und des Mondes aufhörte. Jetzt, nach fünf Tagen der Schwerelosigkeit, war es Zeit zu handeln.

Die Sterne hörten auf, sich um das Schiff zu drehen und der Mond war genau unter dem Heck der Rakete – das Universum war wieder zum Stehen gekommen.

Fünfhundert Kilometer unter ihnen gähnten die öden Mondkrater das Raumschiff drohend an. Der Krater Tycho, der von welligen, zerklüfteten Lavagebieten umgeben war, schien sich von Minute zu Minute weiter zu öffnen – mit der Absicht, die Rakete endgültig zu verschlingen.

In weniger als drei Minuten würden die sechs Männer einen jahrhundertealten Traum der Menschheit verwirklicht haben – den Mond zu erreichen. Oder auf der zerrissenen Oberfläche des Kraters Tycho würde ein neuer Krater entstehen – eine kleine Einbuchtung zwischen unzähligen Rissen und Gräben ...

„Noch sechzig Sekunden bis Zündung“, kündigte der Lautsprecher des Datenverarbeiters an. „Fünfundvierzig Sekunden ... dreißig Sekunden ... fünfzehn Sekunden ... zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins – null!“

Nach der verhältnismäßig langen Zeit, die sie unter null g verbracht hatten, war der Schock beinahe zu groß für sie.

Ihre Adern schienen plötzlich mit Quecksilber gefüllt zu sein, so zähe floß das Blut durch sie, während sich ihre Knochen in Blei verwandelt zu haben schienen.

Professor Jantz, der Mathematiker und Astronom, war bewußtlos geworden. Captain Harper, der neben ihm lag, überlegte sich, ob es wohl einen Sinn hatte, wenn er zu beten begann. Die Doktoren Jackson und Holt, Spezialisten für Geologie und Chemie, lagen mit zusammengebissenen Zähnen und bleichen Gesichtern auf ihren Konturliegen. Pegram, der Navigator, streichelte geistesabwesend ein Maskottchen, während Davis, der Ingenieur, konzentriert auf das Bild seiner Verlobten starrte.

„Noch sechzig Sekunden bis zum Landepunkt“, dröhnte die Automatenstimme.

Die Männer sahen sich kurz an und tauschten ein erleichtertes Grinsen oder einen besorgten Blick miteinander aus – je nach Veranlagung.

„Fünfundvierzig Sekunden ... dreißig Sekunden ... fünfzehn Sekunden ... zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins – null!“

Dann war alles ruhig – und gleichzeitig schien es unerträglich laut zu sein. Dann folgte die Erleichterung, daß alles noch einmal gut gegangen zu sein schien.

Captain Harper fand als erster seine Stimme wieder. „Höhe null“, sagte er erleichtert. „Nur gute Menschen sterben jung, aber Unkraut vergeht nicht.“

Professor Jantz öffnete wieder die Augen, Pegram, der Navigator, steckte heimlich sein Maskottchen ein und Davis verstaute das Bild seiner Verlobten wieder in seiner Brieftasche. Sie begannen sich loszuschallen, und da die

Anziehungskraft des Mondes sie kaum auf dem Boden hielt, bewegten sie sich alle mit Riesenschritten auf die Observationskuppel zu.

Vierundzwanzig Stunden später war von der Rakete nur noch ein Skelett übriggeblieben, dessen drei Beine die Mannschaftsunterkunft trugen. Unter diesem zwanzig Meter hohen Überbleibsel standen nun ein Raupenfahrzeug mit Anhänger, eine große Anzahl gekrümmter Bleche und eine Unmenge Kisten.

In der Unterkunft hatte Captain Harper unterdessen seine Männer zu einer letzten Besprechung zusammengerufen, bevor sie alle das Schiff verließen.

„In zwei Wochen, meine Herren“, sagte er gerade, „wird Rakete Nummer zwei hier landen, das heißt, daß wir Verpflegung und noch zwei Raupenfahrzeuge erhalten werden. In der Zwischenzeit sollten wir die vorläufigen Untersuchungen abgeschlossen haben und dann mit der eigentlichen Expedition beginnen. Als erstes müssen wir selbstverständlich unsere Station einrichten, das hat unbedingt Vorrang. Dr. Jackson, Sie sind doch Geologe – haben Sie nicht irgendwo eine hübsche kleine Höhle gesehen, die dafür geeignet wäre?“

„Ich habe schon einen Platz ausgesucht“, antwortete Dr. Jackson, „er liegt ungefähr einen Kilometer entfernt unter einer Klippe, die fast dreißig Meter überhängt. Vor allen Dingen sind wir dort vor den verdammten Meteoriten sicher!“

„Wie viele von unseren Kuppeln können wir darunter aufstellen?“ fragte Harper.

„Mindestens drei. Ich sehe keinen Grund, warum wir

nicht sogar in die Höhle ziehen sollten, die sich anschließt. Dann könnten wir leicht drei Wohnkuppeln und das Laboratorium unterbringen.“

„Dr. Holt, Sie haben den Überhang und die Höhle mit Dr. Jackson entdeckt. Was halten Sie davon?“ Der Captain sah den Chemiker, der mit dreißig der Jüngste war, fragend an.

„In der Gegend gibt’s eine ganze Menge Löcher dieser Art“, meinte Holt bedächtig, „aber die anderen sind anscheinend nicht so empfehlenswert. Ich stimme mit Jackson überein. Wir hätten es schlechter treffen können.“

„Dann wollen wir uns lieber ranhalten“, sagte Captain Harper und setzte seinen Helm auf. Er sah nachdenklich durch das Glas in der Luftschleusentür. „Ich habe irgendwie das Gefühl, als ob uns die Gegend da draußen noch sehr zum Hals heraushängen wird, bevor wir hier wieder verschwinden können ... Noch irgendwelche Fragen?“

Nach drei Tagen hatten sie die Wohnkuppeln in der Höhle aufgebaut, die Dr. Jackson vorgeschlagen hatte. Unterdessen war auch die Sonne über den Wänden des Kraters erschienen und hing wie ein blendender Feuerball am Himmel.

Fünfzig Kilometer von ihnen entfernt erhob sich der Wall des Kraters – scharfzackige Bergspitzen, die in der Sonne glitzerten. Nach allen Seiten erstreckte sich die Lavaebene, die mit etwa fünf Zentimetern Meteorstaub bedeckt war, der jeden Fußabdruck wie frisch gefallener Schnee bewahrte – Tausende von Jahren.

Nach vier Erdtagen hatten die Männer ihre Unterkunft fertig eingerichtet. Damit war der erste, rein mechanische

Teil ihres Unternehmens abgeschlossen, und jetzt konnten die Untersuchungen und Messungen beginnen.

Sie beschlossen, daß Holt und Jackson zusammen mit Davis, dem Ingenieur, das Raupenfahrzeug nehmen und das Gelände im Umkreis erkunden sollten. Die Fahrt würde sechs Stunden dauern, und während dieser Zeit sollten die drei Männer in dem Fahrzeug ständigen Radiokontakt mit den Zurückgebliebenen aufrecht erhalten.

Captain Harper wäre gern selbst mitgefahren, aber er hatte noch einige wichtige Berichte zu schreiben und mußte deshalb auf eine Teilnahme an dieser ersten größeren Fahrt verzichten. Professor Jantz, der sich eine Menge Proben des Meteorstaubes mitgenommen hatte, der die Mondoberfläche bedeckte, saß schon seit Tagen in seinem Arbeitsraum und stellte irgendwelche Berechnungen an, die kein Mensch außer ihm verstand und die angeblich ziemlich genau das Alter des Mondes ergeben sollten. Pegram hatte ebenfalls genügend Arbeit. Er mußte nicht nur ständig die Funkstation besetzt halten und auf die regelmäßig ankommenden Anrufe von seiner Gegenstation auf der Erde antworten, sondern auch mit dem Raupenfahrzeug Kontakt halten.

Bevor Jackson und Holt aufbrachen, sprachen sie noch einmal mit Professor Jantz. Der Professor ließ sich nicht stören, als sie in sein Zimmer kamen, sondern rechnete erst noch einige Minuten weiter.

„Ich möchte Kristalle“, sagte er dann plötzlich, „und alles, was irgendwie metallisch sein könnte. Jackson, seien Sie so gut und bringen Sie mir alles mit, was Sie etwa sehen sollten.“

Jackson nahm den angebotenen Kaffee dankend entgegen und lachte. „Was glauben Sie, was ich tun werde, Professor? Wenn es da draußen wirklich etwas gibt, was wert ist zurückgebracht zu werden, dann werden wir es schon mitschleppen – da können Sie ganz unbesorgt sein!“

Der Professor nickte und fragte dann unvermittelt: „Warum gibt es auf dem Mond keinen Sauerstoff?“

Dr. Holt setzte seine Tasse ab und sah den Professor neugierig an. „Sie sind doch mit den Erklärungen vertraut, die die Wissenschaft dafür hat, Professor?“

„Selbstverständlich – aber die sind eben nicht gut genug.“

„Warum glauben Sie das?“

Professor Jantz bedachte seinen eifrigen jungen Kollegen mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Auf Grund meiner Berechnungen“, sagte er dann zufrieden. „Wir werden uns alle noch wundern ...“

„Ich wette mit Ihnen eine doppelte Kognakration“, warf Dr. Jackson ein, „daß es auf dem Mond keinerlei Sauerstoff in irgendeiner Form gibt.“

Professor Jantz saß einen Augenblick nachdenklich da, bevor er antwortete: „Ich nehme nicht nur Ihre Wette an, Dr. Jackson, sondern ich wette sogar um noch mehr mit Ihnen. Ich behaupte nämlich, daß wir Anzeichen organischen Lebens entdecken werden!“

„Da setze ich meine nächste Wochenration Tabak dagegen!“

„Ausgezeichnet. Ich bin ein starker Raucher.“ Der Professor war so zuversichtlich, als habe er den Beweis für seine Behauptungen bereits in den Händen.

„Nachdem Sie so überzeugt davon sind, Professor“, warf

Holt ein, „könnten Sie uns eigentlich einen Gefallen tun und uns verraten, wonach wir suchen müssen, wenn Ihre Behauptungen richtig sind.“

„Es schlummert bereits seit Millionen von Jahren“, gab der Professor zur Antwort. „Wir werden es in Höhlen und Spalten finden – aber wahrscheinlich nicht in der Nähe von Kratern.“

„Was soll das rätselhafte Getue?“ meinte Jackson. „Was, zum Teufel, wollen Sie eigentlich damit sagen? Wonach sollen wir suchen?“

„Kohle“, sagte der Professor langsam. „Sucht nach Kohle.“ Dann drehte er sich um und versenkte sich wieder in seine Berechnungen.

*

Sie waren bereits zwanzig Minuten mit dem Raupenfahrzeug unterwegs. Davis saß am Steuer und hielt eine Dauer- geschwindigkeit von achtzehn Stundenkilometern ein. Dr. Jackson, der neben ihm saß, machte sich ab und zu Notizen und sprach mit Pegram, der in der Unterkunft am Funkgerät saß. Holt saß oben auf dem Fahrzeug, in dem „Krähennest“ und bediente die Filmkamera.

„Base One, hier Fahrzeug“, sagte Jackson gerade in sein Mikrophon. „Gegenwärtiger Standort vier Kilometer südlich von Ausgangspunkt. Fahrt bisher ohne besondere Vorkommnisse. Zur Information von Professor Jantz: in manchen Vertiefungen liegt der Staub etwas höher, offensichtlich ein Zeichen, daß das Zeug irgendwann dorthin getrieben wurde.“

„Fahrzeug, hier Base One. Professor Jantz hat den Seismographen aufgebaut. Er möchte eine Sprengung, wenn ihr etwa zehn Kilometer entfernt seid. Gebt uns Nachricht, wenn ihr soweit seid.“

„Base One, hier Fahrzeug. Wir werden mit Vergnügen das erste künstliche Mondbeben verursachen. Benachrichtigung erfolgt fünf, ich wiederhole, fünf Minuten vor Zündzeit.“

„Was mich persönlich betrifft“, meinte Davis, „ist mir die Sache ziemlich piegegal. Das einzige, was mich überraschen könnte, wäre etwas, was sich hier bewegt.“

In diesem Augenblick hörten sie Holts Stimme in ihren Kopfhörern. „Haltet sofort und kommt schnell ins Freie!“

Davis trat ruckartig auf die Bremse. „Was ist denn los?“ wollte Jackson von Holt wissen.

„Los, kommt raus und erklärt es mir doch, wenn ihr könnt!“ lautete Holts geheimnisvolle Antwort. Er selbst war unterdessen von seinem Beobachtungssitz heruntergeklettert.

„Was haltet ihr davon?“ fragte Holt mit unterdrückter Erregung, als sie neben ihm standen.

Sie starrten auf eine Reihe sauberer Fußabdrücke, die in dem Meteoritenstaub deutlich sichtbar waren. Jackson stellte seinen eigenen Fuß daneben – sein Fuß war wesentlich schmaler und fast zehn Zentimeter kürzer. Die Spur verlief in gerader Richtung auf den Krater Tycho zu, und in wenigen Metern Abstand zu ihr verlief eine zweite in umgekehrter Richtung.

„Was sollen wir jetzt tun?“ fragte Davis.

„Sei doch nicht so unbeholfen!“ sagte Jackson wütend.

„Der liebe Gott hat dir nicht umsonst so eine hübsche Verzierung auf deinen Hals gesetzt. Versuch doch, sie zu benutzen!“

„Sieht beinahe so aus, als ob Professor Jantz sogar viel zu pessimistisch gewesen sei, als er organisches Leben voraussagte“, meinte Holt nachdenklich, während er die Spuren filmte.

„Irgend jemand ist aus der Richtung des Kraters hierhergekommen“, sagte Jackson beinahe zu sich selbst. „Dann ist er stehengeblieben – wahrscheinlich, um uns zu beobachten. Schließlich drehte er sich um und ging wieder. Warum wohl?“

Davis klopfte ihm auf die Schulter. „Dreh dich doch mal um ...“

Sie drehten sich um und sahen in etwa vier Kilometern Entfernung das Skelett ihrer Rakete, das sich glitzernd von den Felsen abhob.

„Na, das war aber ein kleines Begrüßungs-Komitee“, meinte Holt. „Er, sie oder es muß gesehen haben, wie wir gelandet sind.“

*

Captain Harper wandte sich an seine fünf Kameraden. „Wir haben also jetzt Dr. Jacksons Geschichte gehört und die Filmaufnahmen von den Spuren gesehen. Als nächstes müssen wir uns überlegen, was wir tun wollen ... schließlich war diese Situation nicht vorauszusehen. Hat jemand einen Vorschlag?“

Professor Jantz sprach als erster. „Die Spuren weisen auf

einen Zweifüßler von beträchtlicher Größe hin. Da der Mond keine eigene Atmosphäre hat, dürfen wir vermuten, daß dieses Wesen sich seine eigene schafft. Die Frage ist nur, ob wir annehmen müssen, daß es viel von der Sorte gibt?“

„Die Frage ist meiner Meinung nach, ob wir uns mit ihnen beschäftigen sollen“, meinte Dr. Holt, „oder ob wir damit lieber warten sollen, bis die nächste Rakete gelandet ist.“

„Vielleicht beschäftigen sie sich aber in der Zwischenzeit mit uns“, warf Captain Harper ein. „Dann heißt das Hauptproblem nämlich ganz anders! Dann geht es um die Frage, ob sie friedlich oder feindlich sind ... Ich wollte, man hätte uns die Waffen mitgegeben, die ich angefordert hatte, anstatt uns immer wieder zu erklären, daß auf dem Mond kein Lebewesen existieren könne.“

„Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Waffen“, sagte Dr. Holt. „Ich habe jetzt das Laboratorium eingerichtet und kann Ihnen innerhalb von zwölf Stunden einiges in dieser Richtung liefern – zum Beispiel ein paar wirksame Raketen.“

„Schön, wenn Sie damit fertig sind, dann werden wir uns die Spuren einmal genauer ansehen. Wir müssen unbedingt herausbekommen, ob uns von dieser Seite Gefahr droht – auch im Hinblick auf die später hier eintreffenden Teams.“

„Der Mond ist doch völlig unfruchtbar“, sagte Holt plötzlich. „Ich frage mich nur, was unser Freund X zum Frühstück zu sich nimmt.“

*

Captain Harper hatte sich entschlossen, die Erkundungsgruppe selbst zu führen, der außer ihm noch Jackson und Davis angehören sollten. Holt sollte zurückbleiben und noch mehr Waffen herstellen, während sich Jantz und Pogram am Funkgerät und auf Wache ablösten.

Davis saß wieder im Führerhaus, während Dr. Jackson vor dem Funkgerät hockte und mit der Unterkunft Verbindung aufnahm. Captain Harper hatte sich mit Handgranaten bewaffnet und das Krähenest erstiegen.

Als sie die Spuren wieder erreicht hatten, stiegen sie alle drei aus dem Fahrzeug und sahen sich die Spuren genau an.

„Das ist aber ein ziemlicher Brocken“, meinte der Captain schließlich. „Von einem Schritt bis zum nächsten sind es beinahe einundeinhalb Meter. Na, sehen wir zu, daß wir ihn finden. Je eher wir wissen, wen wir da vor uns haben, desto besser ist es für uns alle.“

Das Raupenfahrzeug rumpelte weiter und hielt erst wieder, als sie etwa achthundert Meter vor dem einzigen symmetrischen Gebilde in der öden Mondlandschaft standen. Vor ihnen lag eine riesige Halbkugel, die fast zwanzig Meter hoch zu sein schien – soweit man das aus der Entfernung schätzen konnte – und einem Straußenei gleich, das halb im Sand vergraben ist.

„Na, das sieht ja verheißungsvoll aus“, meinte Jackson. „Die Knaben müssen ganz schön auf Draht sein, wenn sie so etwas bauen können. Scheint mit Metall überzogen zu sein ... Ob es wohl unter Druck steht?“

Captain Harper sagte langsam: „Jedenfalls deutet das darauf hin, daß sie technisch und wissenschaftlich hoch

stehen. Ich frage mich nur, was sie sonst noch für Überraschungen für uns bereit haben?“

„Und was machen wir jetzt, Sir?“ fragte Davis.

„Ich schlage vor, daß wir noch ein bißchen weiterfahren – bis wir etwa hundert Meter davon entfernt sind. Dann muß eben einer von uns noch näher hingehen, während ihn die anderen zwei von hier aus beobachten.“

„Ich werde gehen“, sagte Davis plötzlich.

„Nein“, widersprach Jackson. „Das werde ich tun. Wenn sie uns feindlich gegenüberstehen sollten, dann sind Ingenieure wichtiger als Geologen ... Ich könnte nicht einmal das Fahrzeug reparieren, wenn es eine Panne hätte. Sind Sie nicht der gleichen Meinung, Captain?“

„Leider. Hoffen wir, daß es zu keiner Tragödie kommt!“

Sie fuhren noch einige hundert Meter auf die Halbkugel zu, dann stieg Dr. Jackson aus, nahm einige Handgranaten mit und machte sich auf den Weg. Er ging auf eine Öffnung zu, die die glatte Oberfläche des Gebäudes unterbrach. Als er noch zehn Meter vor ihr entfernt war, blieb er einen Augenblick lang unsicher stehen, aber dann legte er die restliche Entfernung in wenigen Schritten zurück. Die beiden Männer in dem Fahrzeug sahen, wie er in der Dunkelheit verschwand.

Schon nach wenigen Sekunden hörten sie seine Stimme in ihren Kopfhörern. „Kommt mal her! Allmählich beginne ich an Märchen zu glauben!“

„Was haben Sie denn gefunden?“

„Ich glaube, daß es eine Art Laboratorium ist ... Der Teufel soll mich holen – aber jetzt glaube ich wirklich alles!“

„Was ist denn los?“ fragte Harper aufgeregt.

„Ich habe gerade drei Behälter entdeckt, die wie überdimensionale Säрге aussehen!“

*

Drei Stunden später waren sie wieder in ihrer Unterkunft und berichteten die Ergebnisse ihrer Fahrt. „Das Ding hatte im Innern keinen erhöhten Druck oder eine künstliche Atmosphäre“, erzählte Harper. „An den Wänden standen ein Haufen Geräte, von denen Jackson behauptet, daß sie – wenigstens teilweise – zu geologischen Messungen dienten, während Davis ziemlich sicher ist, daß ein anderes eine Art Funkgerät war.“

„Und was war mit diesen Behältern, die Sie dramatischerweise als Säрге bezeichneten?“ fragte Jantz.

„Sie bestanden aus einem schwarzen Metall, etwa drei Meter lang und mit aufklappbaren Deckeln. Dr. Jackson langte in einen hinein und erhielt einen elektrischen Schlag, als der die Innenfläche berührte.“

„Das ist ja direkt lustig“, sagte Dr. Holt mit einem nervösen Lachen. „Wir dachten, der Mond sei unbewohnt und jetzt ...“

„Diese Behälter sind doch eigentlich recht interessant“, meinte der Professor, „denn immerhin können wir jetzt bereits einige Vermutungen anstellen: wahrscheinlich handelt es sich um einen intelligenten Zweifüßler, etwa drei Meter groß, der sich seine eigene Atmosphäre herstellt und lange Strecken bei hohen Temperaturen zurücklegen kann.“

„Ein ziemlich ungemütlicher Feind“, bemerkte Holt.

„Wenn es wirklich einer ist ...“, erwiderte Harper.

In diesem Augenblick wackelte der Tisch, und eine leere Tasse fiel um. Die Männer warteten auf das Geräusch einer Explosion, aber es kam nicht. Pegram schaltete das Funkgerät ein. „Wache, hier Base One. Was ist geschehen?“

Nach einigen Augenblicken hörten sie Jacksons schwache Stimme. „Um Gottes willen, kommt schnell! Das Raumschiff ist ... ist zerstört. Ich habe ein Loch in meinem Druckanzug ...“

*

Schon nach wenigen Minuten befanden sich Captain Harper und Dr. Holt auf dem Weg zu dem zerstörten Raumschiff, wo sie Jackson zu finden hofften. Als sie ihn endlich sahen, lag er regungslos zwischen einigen Felsen, aber als sie ihn in das Fahrzeug schafften, öffnete er schon bald wieder die Augen.

„Sucht nach Davis“, murmelte er dann, „er war nur fünfzig Meter von der Rakete entfernt, als ...“

„Wie ist es denn passiert?“ fragte Harper, während sie auf das Wrack zufuhren.

Dr. Jackson richtete sich mit Mühe auf. „Ich habe gar nichts gesehen“, sagte er dann mühsam. „Die Rakete ist einfach zusammengefallen. Die Druckwelle hat mich gegen einen Felsen geworfen – und dann ... weiß ich nichts mehr ...“

„Halt, da liegt er!“ Holt deutete aufgeregt auf eine leblose Gestalt. Davis hatte offensichtlich seinen Helm verloren,

aber als sie noch näher kamen, sahen sie, daß er auch keinen Kopf mehr hatte ...

„Armer Teufel“, sagte Harper bedauernd.

Die Rakete war völlig zerstört worden. Das verbrannte und verglühte Stahlgerüst ragte gespenstisch gen Himmel – als ob man eine Atombombe daruntergelegt hätte.

Der Kriegsrat fand anschließend in ihrer Unterkunft statt. Die fünf Männer saßen um einen Tisch, rauchten und tranken Kaffee – jedenfalls mehr als ihre normale Tagesration.

„Von der Erde haben wir also keine Hilfe zu erwarten“, begann Captain Harper. „Die Antwort war eindeutig.“

„Die denken sich bestimmt schon eine hübsche Grabschrift aus“, sagte Holt ironisch.

„Ich finde, daß wir uns die ethischen Probleme erst später überlegen sollten“, schlug Jantz vor. „Ich bin der Meinung, daß wir uns zuerst einmal überlegen müssen, was wir jetzt unternehmen wollen.“

„Meiner Meinung nach sollten wir Gleiches mit Gleichem vergelten und dafür ihre Halbkugel in die Luft jagen“, sagte Jackson. „Vielleicht lassen sie dann die Finger von uns. Bis dahin müssen wir uns aber versteckthalten, damit sie glauben, daß sie uns endgültig den Garaus gemacht haben.“

„Stimmen wir doch ab“, entschied Captain Harper. „Wer dafür ist, daß wir es ihnen zeigen, der hebt seine Hand.“

Sofort gingen die Hände in die Höhe, nur der Professor behielt seine in der Tasche.

*

Einige Stunden später hatten sie ihre Vorbereitungen getroffen. Um den Eingang zu ihrer Höhle hatten sie einen Minengürtel gelegt, der elektrisch gezündet werden konnte, und außerdem hatten sie in dem Raupenfahrzeug eine selbstentworfene Raketenkanone eingebaut, mit der sie etwa eine Meile weit zielsicher schießen konnten.

Captain Harpers Schlachtplan war äußerst einfach: Drei Männer sollten mit dem Fahrzeug bis zu der Halbkugel vordringen, während die anderen zwei, Pegram und Jantz, in der Höhle bleiben sollten, um einen eventuellen Fehlschlag des Unternehmens zur Erde zu funken.

Pegram und der Professor sahen dem Fahrzeug nach, bis es unter den gleißenden Strahlen des Mondtages verschwunden war und sie es nicht mehr erkennen konnten.

Etwa einen Kilometer von der Halbkugel entfernt hielt Harper an, und Holt und Jackson stiegen aus, um ihre Position einzunehmen – jeweils zweihundert Meter links und rechts vom Fahrzeug entfernt. Als sie noch vierhundert Meter von dem Gebäude entfernt waren, sahen sie einen Augenblick lang eine beinahe menschenähnliche Gestalt in der Tür auftauchen, die in das Gebäude führte.

Sie zögerte, verschwand wieder, tauchte nochmals auf und näherte sich dann mit geradezu unwahrscheinlicher Geschwindigkeit.

Die Gestalt rannte auf Holt zu – ein beinahe drei Meter hohes menschenähnliches Wesen. Es schien ganz in Metall gekleidet zu sein ... und hatte keinen Kopf.

Holt warf ihm eine Handgranate entgegen, aber sie explodierte zu spät, um dem Ungeheuer zu schaden. Bevor er

eine zweite werfen konnte, zielte das Wesen mit einem merkwürdigen Gerät auf ihn, und die Männer sahen zu ihrem Schrecken, daß Holt leblos zusammensank.

Das Wesen wandte sich nun Dr. Jackson zu. Diesmal hatte es jedoch kein Glück, denn er hatte sich schon auf einen Angriff vorbereitet und warf ihm zwei Handgranaten hintereinander entgegen. Die zweite traf es, explodierte und zerlegte das Wesen in seine Teile.

Jackson verlor keine Zeit damit, es anzusehen, sondern rannte weiter auf die Halbkugel zu, vor der jetzt noch zwei der Ungeheuer erschienen waren, die offensichtlich versuchten, irgendeine Art von Gerät aufzubauen.

Unterdessen war allerdings auch Captain Harper mit dem Fahrzeug nahe genug gekommen, um in den Kampf eingreifen zu können. Sein erster Schuß aus der Raketenkanone ging allerdings über das Ziel hinaus, aber währenddessen hatte Jackson wieder eine Handgranate geworfen, die die beiden Wesen umwarf und ihren Apparat zerstörte.

Captain Harper zwang sich mit ungeheurer Konzentration zu einem sorgfältig gezielten Schuß, weil er ahnte, daß davon alles abhängen konnte.

Das Geschoß flog geradewegs durch den offenen Eingang in die Halbkugel hinein. Einen Augenblick lang schien es, als ob es nie explodieren würde, aber dann stand plötzlich ein Feuerball dort, wo das Gebäude gewesen war.

Als der aufgewirbelte Staub sich verzogen hatte, sahen Harper und Jackson, daß die Halbkugel und ihre Bewohner völlig zerstört worden waren.

Die Krise war vorüber, aber es dauerte noch einige Zeit, bis sich die Aufregung völlig gelegt hatte. Schließlich waren zwei Mann ums Leben gekommen, und beinahe wäre die gesamte Expedition gescheitert. Nachdem sie jedoch die Gegend um den Krater genau abgesucht und nichts gefunden hatten, was auf die Anwesenheit weiterer Robots hätte schließen lassen, kehrten sie wieder zu ihrem gewohnten Tagesablauf zurück.

Einige Tage später war Professor Jantz gerade mit der Spektralanalyse des schwarzen Staubes beschäftigt, den er irgendwo gefunden hatte, als Captain Harper sein Laboratorium betrat.

„An welcher Probe arbeiten Sie denn jetzt, Professor?“ fragte er.

Jantz strahlte geradezu, als er antwortete: „An der dritten Probe aus Höhle vierzehn.“

„Na, und wie geht's?“

„Mein lieber Harper, diese Bodenproben sind geradezu ein Paradebeweis, der meine früher aufgestellten Behauptungen hundertprozentig unterstützt. Jetzt ist endgültig bewiesen, daß hier früher pflanzliches Leben existiert haben muß, das später durch die immer heißer werdende Sonne zerstört wurde.“

Harper grinste. „Da werden Sie ja einen ganz schönen Wirbel verursachen, wenn Sie die Ergebnisse Ihrer Untersuchungen veröffentlichen!“

„Das glaube ich allerdings auch! Ich möchte wetten, daß einige meiner berühmten Kollegen sich einen Platz in einer

ruhig gelegenen Nervenheilanstalt reservieren lassen werden, nachdem sie meine Beweise gesehen haben ...“

Captain Harper nahm einige Bogen Papier aus der Tasche. „Ich wollte Ihnen das hier zeigen – ein Funkspruch, den ich zur Erde senden möchte. Falls Ihnen noch etwas einfällt, was ich vergessen haben sollte, dann schreiben Sie es bitte noch dazu. Ich brauche den Spruch aber in einer halben Stunde wieder.“

Professor Jantz nahm die Blätter und las sie schnell durch, wobei er ab und zu zustimmend mit dem Kopf nickte.

FUNKSPRUCH Sieben

VON: Captain Harper, Leiter der Vorausedxpedition, Mond-Base One

AN: Vereinigung der raumfahrenden Staaten, Erde – Hauptquartier

Unmittelbar nach der Zerstörung des Robotervorpostens führten Jackson und Pegram eine umfassende Untersuchung der Mondoberfläche im Umkreis von zweihundert Kilometern durch. Dabei wurden keine neuen Spuren mehr gefunden und keine Anzeichen dafür entdeckt, daß sich noch andere Roboter hier befinden oder befunden haben.

Wir haben die zerstörte Halbkugel untersucht und sind dabei zu folgenden Schlüssen gekommen:

1. Die Roboter stammen nicht vom Mond selbst, weil ihre Konstruktion eine hochentwickelte Technik und eine weit fortgeschrittene Zivilisation voraussetzen würde, von denen auf dem Mond noch keine Spuren zu entdecken waren.

2. Ihre Konstruktion war so geartet, daß sie bei dem gegenwärtigen Stand der menschlichen Wissenschaft für uns nicht möglich wäre.

3. Nachdem ihr Vorposten weder isoliert noch unter Druck war, liegt der Schluß nahe, daß die sogenannten „Särge“ in Wirklichkeit eine Art „Überwinterungskammern“ waren, in denen die Roboter die Mondnacht verbrachten und in denen sie wieder aufgeladen wurden. Daß sie elektrisch geladen waren, wurde eindeutig festgestellt.

4. Wenn man annimmt, daß die drei ersten Hypothesen im wesentlichen richtig und stichhaltig sind, dann muß man zu dem Schluß kommen, daß der Mond zu irgendeiner Zeit von einer außerirdischen Expedition erforscht worden ist. Die Roboter wurden offensichtlich als Beobachter zurückgelassen.

5. Da sich die Roboter uns gegenüber feindlich verhielten, nehmen wir an, daß sie so konstruiert waren, daß sie jede fremdartige Reaktion als unerwünschte Einmischung ansahen.

6. Aus der Tatsache, daß die Roboter offensichtlich mit Funk ausgerüstet waren, können wir schließen, daß sie wahrscheinlich aus unserem eigenen Sonnensystem stammen.

Eine ausführliche Erläuterung und Begründung der oben aufgestellten Behauptungen folgt in Funkspruch acht. Es bleibt nur noch zu bemerken, daß wir alle der Meinung sind, daß die außerirdische Expedition eines Tages zurückkehren wird, um herauszubekommen, was ihren Robotern zugestoßen ist. Es bleibt zu hoffen, daß bis zu diesem Zeit-

punkt genügend Menschen und ausreichend Waffen auf dem Mond sein werden, um unser Vorhaben ohne Rücksicht auf Feindseligkeiten von selten der Fremden durchführen zu können.

Professor Jantz sah auf und nickte Captain Harper zustimmend zu. „Ich finde, daß Sie unsere Schlußfolgerungen, die wir aus den Ereignissen der vergangenen Tage gezogen haben, ausgezeichnet ausgedrückt haben“, meinte er dann. „Nur über den Absatz mit der Rückkehr der Fremden habe ich noch gewisse Zweifel ...“

In diesem Augenblick erschütterte eine schwere Explosion die Unterkunft ...

– ENDE –